

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-261960](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-261960)



## Glück zum neuen Jahre!

Glück u. Heil zum  
neuen Jahre!  
Von der Wiege  
bis zur Bahre  
Schüt' dich Gott bei Tag und Nacht,  
Bis du dein Lebenswerk vollbracht!

Nun, lieber Leser, sind auch die „achtziger Jahre“ dahin und weil kein Jahr und kein Jahrzehnt dem anderen gleicht, so werden die „neunziger Jahre“ auch ein ander Angesicht zeigen als die achtziger. Von den verfloffenen fünf Jahrzehnten, die noch den älteren Lesern des Hausfreundes erinnernlich sind, hat ein jedes sein besonderes Gesicht und seinen besonderen Gang gehabt. Da waren die vierziger Jahre mit ihrem schwärmerischen Freiheitstraum und ihren schweren Kämpfen wider veraltete Zustände und das Willkürregiment höfischer Fürstenschmeichler und hochfahrender Beamten. Im Jahre 1848 ging es dann wie ein Frühlingssturm durch das deutsche Vaterland, als drüben in Frankreich der Königs-  
thron aufs Neue der republikanischen Staatsform weichen mußte. Wohl war diese Bewegung von 1848 in Deutschland von vielen edlen Gedanken und Bestrebungen getragen und nur dadurch so mächtig geworden, — aber es fehlte ihr doch auch überall an wirklicher politischer Erfahrung und Reife und mehr und mehr gewannen deshalb in ihr die unedlen und rohen Elemente die Oberhand, bis sich gar die Revolutionäre aller Nachbarländer einmischten und im Jahre 1849 jenen wilden, wüsten Rausch in unserem Lande austobten, dem naturgemäß der lange und schwere politische Katzenjammer der fünfziger Jahre in ganz Europa folgte. Was damals das Frankfurter Parlament ebenso eifrig als erfolglos er-

strebt hatte, die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs unter Preußens Führung, ist uns seitdem in einer damals kaum erhofften Einheit, Kraft und Stärke zu Teil geworden. Damals aber konnte Friedrich Wilhelm IV., der „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren“, weder in sich die Kraft, noch in seiner Zeit die Vorbedingungen zu einem solchen Werke finden, und wie er selbst, so krankte dann mit ihm die Zeit der Fünfziger Jahre an einer künstlich erzeugten und deshalb ganz unfruchtbaren Frömmerei und Reaktion auf allen Gebieten — die um so schlimmer ward, als sich allmählig ein umnachtendes Leiden auf den Herrscher legte, und dessen Bruder, der selige Kaiser Wilhelm, noch nirgends mit fester Hand und entscheidend eingreifen sollte und konnte. Mit dessen Regierungsantritt beginnen dann die frischen, thatenvolleren Sechziger Jahre. Preußen bereitete sich jetzt durch Anstrengung aller seiner Kraft und eine weise Politik zur muthigen Uebernahme der Führerschaft in Deutschland ernstlich vor. Doch konnte das nur geschehen, wenn zuerst die „Präsidialmacht“ Oesterreich aus dem deutschen Bunde hinausgedrängt wurde. Wie kühn und erfolgreich das in fast wunderbarer Schnelligkeit und Kraft geschah, lehrt uns das Jahr 1866. Diese Anbahnung einer wirklichen Einheit Deutschlands, diese Entwicklung seiner nationalen Größe aber sahen alle europäischen Großstaaten bald mit scheelen Augen an und Frankreich, „die erste Macht der Welt“ insbesondere Paris, „das Gehirn“ derselben, riefen im großen Kriege von 1870 und 1871 wider ihren Willen erst recht in's Leben, was sie zu verhindern mit dem vollen Einsatz ihres ganzen Vermögens und Ansehens erstrebt hatten. So sah nun das geeinte Deutschland in den siebziger Jahren einen großen Aufschwung, der seinen Ursprung keineswegs bloß in dem Milliardenfegen des Frankfurter Friedens hatte. Wohlstand, Kunst und Wissenschaft, Kunstgewerbe und kaufmännische Unternehmungen blühten auf, wie Deutschland es seit dem dreißigjährigen Kriege nicht mehr erlebt hatte und in ruhigem und solidem Geist festigte unter dem alternden, aber immer noch festen, Charaktervollen, einfachen und unermüdeten Kaiser Wilhelm I. Bismarck das Reich und Moltke die Armee. Dann machte sich freilich allmählig in den achtziger Jahren



das „Regiment der Greise“ merkbar. Dem alten Kaiser schienen seine alten Generale immer noch jung genug, und überall suchte er auch sonst die alten, wohlverdienten Männer zu erhalten. Diesem edlen Zuge fürstlicher Dankbarkeit trug das deutsche Volk auch Rechnung und nur wenige mochten durch scharfe Opposition und Rüge vorhandener Mißstände den greisen Kaiser verdrießen. Als aber dann seines Lebens Ende sichtlich nahte, da wußte man auch schon weithin im deutschen Volke, daß der „Kronprinz Friedrich“, auf den so Viele die Hoffnung einer energischen, neuen und freiheitlichen Reichs- und Rechtsentwicklung setzten, dem Vater schwerlich auf dem Throne folgen, wenn nicht gar, ihm noch im Tode vorangehen werde. So wurde dann das Jahr 1888 ein Jahr aufrichtiger nationaler Trauer um zwei edle, vielgeliebte Kaiser, aber auch der Anfang eines neuen, jungen Regiments. Denn wie oft auch Kaiser Wilhelm II. betont, daß er in des Großvaters Fußstapfen treten wolle: er ist jung und jener war ein Greis, er ist ein Kind, erwachsen u. gereift in der Zeit nach 1866 und 1871, während sein Großvater und Vater ihre Bildung und Ideale in einer Zeit gefunden hatten, die uns bereits in weiter Ferne liegt. Der junge Kaiser, der rasch in Rath und rüstig in der That seinen kühnen, rastlos thätigen Geist in seiner Meerfahrt nach Petersburg und seiner Reise nach Wien und Rom vor aller Welt erwies, ist ein Anderer als sein Großvater und sein Vater, die Zeiten sind auch andere und die Stimmung des deutschen Volkes auch; so wird er auch den neunziger Jahren seinen eigenen Stempel aufdrücken, und was das für einer sein wird, kann erst die Zukunft deutlich lehren. Möge Gott seinen frischen Muth und seine thatenreiche Hand zu froher Friedensarbeit segnen!

Wir treten nun in das erste Jahr dieses neuen Jahrzehntes ein. Was wird es uns wohl bringen? Das kann Dir der Hausfreund freilich auch nicht sagen — und wenn er es könnte, es wäre kein Gewinn für dich. Gar wohl vermag der nachdenkende Mensch zu erkennen, daß es eine der heilsamsten Fügungen der göttlichen Weltordnung ist, daß nie ein Mensch zum Voraus wissen kann, was und wie es weiterkommen wird. Man braucht es sich ja nur einmal ernstlich auszudenken, wie trostlos langweilig ein Leben ohne jede Ueberaschung, ein Dasein ohne Bangen und Hoffen, ohne Sieg und ohne Freude wäre: Wer würde noch sich mühen und plagen, sich freuen oder entlagen? Ein tochter Mechanismus wäre unser Dasein, das Ablaufen einer aufgezoogenen Uhr und

kein wirklich strebendes, hoffendes und ringendes Leben mehr.

Aber so viel können wir freilich wissen: Vieles wird das neue Jahr einem jeden bringen; Freud und Leid, lang Ersehntes und völlig Unwartetes, Gutes und Böses, das uns aber Alles zum Besten dienen soll. Wie ein Acker Weizen und Unkraut hervorbringt und das je nachdem er gedüngt, gepflügt, besät und gejätet wird, und andererseits je nachdem Gott Sonnenschein und Regen giebt, so wird's auch mit einer jeden Berufsarbeit sein. Und wer's versteht, das Uebel geduldig zu tragen, dankbar und besonnen zu bleiben im Glück, am Guten sich herzlich zu erfreuen und jede Wohlthat Gottes und der Menschen als solche zu erkennen und zu empfinden, der wird auch mit dem neuen Jahr gewiß zufrieden sein.

Wer aber freilich ein „Pessimist“ nach der neuesten Mode ist, d. h. ein Mensch voller Ansprüche und Hochmuth und dazu ein Mörgler und Schwarzseher, ein trübseliger und allzeit unzufriedener Geselle: dem wird der Sommer entweder zu heiß oder zu kalt, der Winter zu eifrig oder zu feucht, die Sonne zu grell und der Regen zu naß sein; der wird nie auf das schauen, was er hat, sondern stets nur auf das, was nach seiner Meinung noch fehlt und das pflegt dann freilich reichlich viel zu sein. Ein solcher also wird dann vielleicht auch in den neumodischen Spruch einstimmen, daß das Leben nicht des Lebens werth sei. Solch einen Menschen kann dann freilich das beste und gesegnetste Jahr nicht freuen, es sei denn, daß ihm von innen geholfen werde, daß in ihm selbst ein neues Herz und ein neuer Geist, hellere Augen und ein zufriedenes Gemüth erwachen.

Auch das neue Jahr hat wieder seine dreihundert und fünfundsiechzig Tage. Davon sind dreihundert Arbeitstage und der Rest sind Sonn- oder Festtage; ja auch von den dreihundert kommt noch manch ein Tag zu einem häuslichen, kirchlichen oder staatlichen Festgepräge. Es ist ein allbewährtes, gutes Gebot: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke thun, aber am siebenten Tage — da sollst du keine Arbeit thun“. Der Siebente gehört der Gottesfreude, dem Frieden und der Ruhe, der erfrischenden Erquickung unseres Leibes und unserer Seele. Daneben bleiben Tage der Arbeit und des Mühens gerade genug. Und wer von diesen einen jeden als eine Frist heiliger Pflichterfüllung betrachtet, wer an einem jeden Tag seiner Arbeit irgend ein Stücklein zufügt, der bringt im Jahr aus dreihundert größeren und kleineren Stücken sicher ein schönes Ganzes zu Stand. Wer aber das,



was heute geschehen soll, auf morgen verschiebt und so der Zeit mühsam und faumfelig hintenachhinkt, dem wird die Zeit ja freilich niemals reichen und seine Arbeit allzeit eine unfertige und unerfreuliche bleiben. Jeder Tag soll für das Seine sorgen, aber wie oft wird das vergessen und so mancher Tag unnütz verschleudert. Wenn man so täglich in der Zeitung liest, was unser Kaiser an jedem Tage gethan hat und denkt sich's so aus, als müßte man das einmal von dem und jenem und auch von sich selbst schreiben: wie oft müßte man wenig mehr zu schreiben als: aufgestanden, gegessen und getrunken, ein wenig herumhantiert und schließlich wieder neu ins Bett gelegt! Anderseits aber, wer könnte wiederum Alles herzhählen und benennen, was z. B. eine fleißige Hausfrau und treue Mutter Tag für Tag in tausend unscheinbaren aber darum doch gar nöthigen und wichtigen Diensten leistet? Ach — ein Tag kann gar viel und kann gar wenig sein und bedeuten, nachdem man ihn eben braucht! Wie aber der Kaiser für sein Reich, so soll jeder Hausvater und jede Hausmutter für ihr Haus und Hof und der Ihren Wohlergehen in Liebe und Treue sorgen. Ihre Gerechtigkeit, Pflichttreue und Freundlichkeit soll wie ein milder Sonnenglanz über den Hausgenossen scheinen, wofür leider nur zu oft die trüben Wetterwolken des Unmuths oder der giftige Nebel stumpfer Gleichgültigkeit den Himmel des Familienglücks undüstern. Und auch die Kinder sollten zu jeder Zeit wohl bedenken, daß sie der hellste Sonnenschein des Hauses, aber auch die düsterste Sorge und Plage desselben werden können. Niemand sollte vergessen, daß von allen den tausend und aber tausend Vereinen, welche unsere Zeit wie die Pilze auf modernem Boden erzeugt, der vor allen anderen und von Gott selbst gestiftete Verein der Familie jederzeit der erste und beste, der heiligste, segensreichste und glückverheißendste ist. Ist es da recht, wenn sie heutzutage leider nur zu oft den neumodischen und vergänglichsten, ja oft verderblichen und verführerischen Vereinigungen vergnügungslustiger Menschenkinder nachstehen muß? die edelsten Freuden, das schönste Glück findest du nirgends als im eigenen Hause, in dem Kreise deiner Lieben, die dir Gott gegeben hat.

Auch unser Volk und Vaterland ist eine Art Verein, in dem wir leben. Die liebe Heimath, die theure Muttersprache, verbindet uns mit unseren Mitbürgern zu einer großen Familie, in der wir auch reiche Pflichten zu üben und ein weites, großes Arbeitsfeld vor uns haben. Es ist in unserer Zeit das deutsche Volk und deutsche Land ein großes, schönes, und mit Ruhm und Ehren reichgeschmücktes Reich. Aber die Leben-

digen Wurzeln seiner Kraft und seiner Stärke, seines Ruhms und seiner ferneren Blüthe liegen in dem rechten Bürgerfinn jedes Einzelnen und Jeder ist berufen, zu des Vaterlandes Wohlfahrt mitzuwirken, Recht und Ordnung zu fördern, Bosheit und Schlechtigkeit zu verhindern wo er kann. Daß aber unser deutsches Volk durch politische Parteien und durch verschiedene Form des Glaubens innerlich zerspalten und getrennt ist, soll uns, weil dies eine stete Gefahr für die rechte Eintracht und Einheit ist, nur um so dringender ermahnen, in jedem Mitmenschen einen Bruder und auch in dem ein Gotteskind zu sehen, der diesen Gott in einer andern Form und Denkart ehrt, als wir. Mögen wir ihm gegenüber unseren Glauben und unsere Einsicht offen und ehrlich bekennen und vertheidigen, aber ihn und seinen Glauben weder verachten, noch verspotten oder gar beschimpfen. Jeder stehe mannhast und treu, ohne Menschenfurcht und Heuchelei in politischen und religiösen Fragen zu dem, was er als recht und wahr, als gut und heilsam erkennen muß, und lasse sich deshalb weder bedrücken, noch verachten; aber er dulde auch jede andere ehrliche politische Ueberzeugung, und nicht minder jedes aufrichtige Bekenntnis einer frommen Seele. Nur an dem Heuchler, der aus seinem Patriotismus oder seinem Glauben ein Gewerbe macht, laßt uns als an einem Fremden fremd vorüber gehen.

So sei uns das neue Jahr eine neue Schule der Vollkommenheit. Jeder soll ja Jahr für Jahr zunehmen nicht nur an Alter, sondern auch an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Was wir geirrt, was wir gefehlt, das wollen wir hinter uns lassen, wie ein abgetragenes Kleid, eine in Reue abgeworfene Schuld und was wir gewonnen an innerem und äußerem Gut dankbar und freudig mit hinüber nehmen in das neue Jahr. Dann nicht zu sorgenvoll und allzu trüben Geistes, sondern mit frommem Gottvertrauen und ernstester Zuversicht wollen wir über die Schwelle des letzten Jahrzehntes dieses Jahrhunderts treten. Und auch keinen alten Haß und keine alte Feindschaft nehmen wir mit, denn unser Herz soll keine Vorratskammer von altem Groll und Zorn, von Bitterkeit und Säure werden, womit wir unseres eigenen Lebens frische Kraft vergiften würden.

„Frisch, fromm, fröhlich, frei“: diese vier F, die sich die deutsche Turnerschaft zu ihrem Zeichen erwählt hat, sollen auch uns im neuen Jahr zur Seite stehen. Frisch im Geist und frisch im Herzen, fromm im Thun und fromm im Tragen, froh im Lieben wie im Schaffen, frei im Geist und im Gemüthe, tapfer im Kampf und willig zum Frieden: Wer kann dir bessern Neujahrswunsch entbieten?



### Kuriose Antworten.

Großherzog Friedrich von Baden ist ein gar leutseliger Herr, der stets, wenn er irgendwo ein vom Volke gefeiertes Fest mit seiner Gegenwart beehrt, Veranlassung nimmt, an diesen oder jenen Landbewohner eine Frage zu richten und wenn er dann eine gute Antwort erhält, so freut er sich darob in seiner großen Herzengüte, wie ein Vater über ein gutes Schulzeugnis seines Jungen. Aber freilich „gut“ fallen die Antworten, welche der hohe Herr erhält, nicht immer aus, wenigstens nicht in dem Sinne, daß der oder die, welche sie geben, in der Schule die Note „Groß A“ dafür verdienen. In anderm Sinne sind sie aber manchmal doch „gut“, nämlich in dem, daß man darüber lachen kann, wenn — der Kalendermann Kenntniß davon erhält und sie seinen Freunden wieder erzählt. Zwei derartige Antworten, welche Großherzog Friedrich von zwei Gefragten erhielt, kann der Kalendermann heute berichten und sich für die Wahrheit derselben verbürgen, denn er ist in beiden Fällen nur ein paar Schritte von dem hohen Herrn entfernt gewesen und hat sie mit seinen eigenen Ohren mitangehört.

In einem Falle war's ein schöner, stattlicher Mann, welchen der leutselige Fürst beim Besuch der letzten Ausstellung in Freiburg ansprach, denn der martialische Schnurrbart und mehr noch die badische Felddienstmédaille, welche jener sammt der deutschen Kriegsdentmünze an der Brust trug, machten ihn als alten Soldaten kenntlich und — seine alten Braven vom Jahr 1870 und 1871 sieht der Großherzog besonders gern. Rasch schritt er darum auf ihn zu und „Wo haben Sie zuletzt gedient?“ fragte er ihn freundlich.

Ganz verblüfft über die hohe Ehre, von seinem Landesherrn angerebet worden zu sein, drehte er die Peizmütze in den Händen und erwiderte: „Beim Köhlewirth in Lenzkirch!“ Natürlich war mit dieser Frage das einstige militärische Verhältniß des Angeredeten gemeint; für den biederen Schwarzwälder aber war dies ein längst überwundener Standpunkt.

Das war nun freilich nicht die Antwort, welche der Fürst erwartet hatte, aber er sah des Mannes Verlegenheit und verzichtete darum lieber auf eine Erklärung, wie es eigentlich mit seiner Frage gemeint gewesen sei. Lächelnd, als ob er mit der Erwiderung ganz zufrieden sei, nickte er dem ehemaligen „Hausknecht im Köhle“ zu und schritt weiter.

Im andern Falle war's bei einem landwirtschaftlichen Fest im Seekreife — der Kalender-

mann will den Ort nicht näher bezeichnen — zu welchem unser gerade auf der Mainau weilender Großherzog eingeladen war. Der Bürgermeister des Ortes ließ dem hohen Festgaste durch sein bildschönes, festlich gekleidetes Töchterlein in einem silbernen Becher den „Ehrentrunke“ darreichen. „Das ist ein guter Wein“, sprach der Großherzog, nachdem er den Wein gekostet, freundlich zu dem hinter seinem Töchterlein stehenden Gemeindevorstand, „wächst er auf Ihrer Gemartung?“

„So frili, Königl. Hoheit“, war die schmunzelnd gegebene Antwort.

Nochmals kostete der Großherzog ein Schlückchen und sprach sodann: „Der Wein ist wirklich vortreflich!“ Darauf erwiderte der wahrheitsliebende Seehase eifrig: „Do solltet Königlich Hoheit erst no mol von unserem Sommerauer kofchte; gege den ischt der do —!“

Da gab der hohe Herr dem erröthenden Töchterlein des Biederer den Pokal zurück; denn er mußte sich anscheinend Zwang anthun, seiner Heiterkeit nicht hellen Ausdruck zu geben und schritt schmunzelnd weiter.

Der Kalendermann aber konnte das Lachen — so große Mühe er sich auch gab, in Gegenwart seines geliebten Landesherrn ernsthaft zu bleiben — nicht verbeißen. Mit Mühe und Noth gelang's ihm noch, es so lange zurückzuhalten, bis der Fürst außer Gehörweite war, dann aber — plaßte er heraus und da er den Bürgermeister persönlich kennt, so ging er nachher zu ihm hin und sagte ihm in's Gesicht: „Vandsmann“, wenn der Wein, den Ihr dem Großherzog anbieten ließt, der bescht no lang nit' war, so seid Ihr dagegen, der Gescheidteste au no lang nit'.

Da fragte sich der Bürgermeister verlegen hinterm Ohr und sagte: „Dunderwetter, i mein' fäsch, i ha' ebbis dumm's g'fait!“

„Ich mein' fast auch!“ erwiderte ihm der Kalendermann.

„Jessis — wenn mer's der Großherzog no nit verüblet hat!“

„Na, seid ruhig“, sagte darauf der Kalendermann, „übel genommen wird er's gerade nicht haben, aber — eine Bestellung von der ihm angebotenen Sorte wird er wohl auch schwerlich bei Euch machen lassen!“

„I glaub's au nit!“ entgegnete der Bürgermeister ganz zerknirscht und krazte sich auch hinterm andern Ohr. „Kalendermann“, fuhr er dann fort, „Ihr werdet die Geschichte — „doch nicht weiter erzählen?“

Der aber versprach ihm nichts und erzählt er nun heute seinen Freunden die dr—ollige Geschichte.



## Die Körbelflechter-Kathrein.

Eine Hergengeschichte von L. Anzengruber.

Auf der Straße, die vom Walde nach dem Orte führte, rannte ein Bauernbursche eiligen Schrittes dahin, das heißt, er machte es so eilig, als es ihm eben möglich war; seine überlangen Arme waren dabei den kurzen, plumpen Beinen voraus, mit dem Kopfe bohrte er in die Luft und so im täppischen, schwerfälligen Lauf jagte er den Staub auf, der träge, da kein Lüftchen sich rührte, hinter dem Eilfertigen wieder zu Boden kräufelte.

Aus der ersten Hütte des Dorfes rief ihn ein Weib an: „Ei mein, hat's der Voisl so eilig? Wohin denn?“

Der Angerufene blieb stehen. „Zum Bürgermeister,“ schnaufte er.

„He, was Neuch's?“

Voisl deutete mit dem einen seiner langen Arme des Wegs zurück, den er gekommen, und suchte mit dem andern bedeutend herum. „D' Körbelflechter-Kathrein hab'n mer grab' in' Wald d'erschlagen aufgefunden!“

„Jesses, Maria und Josef,“ schrie die Bäuerin. „Was D' sagst! Wie denn a? Wer hat's g'than?“

Aber der Bursche war schon hinter einer Staubwolke verschwunden.

Eine Viertelstunde später wußte es Jedermann im Orte, daß die Körbelflechter-Kathrein oben im Walde erschlagen aufgefunden worden war. Ihre Leiche lag im Buschwerk, das den sogenannten Trappelweg einsäumte, einen schmalen, steilen Pfad, der durch Knüppelholzstämme, welche in gleichen Abständen, mit davor eingefeilten Pfählen, angebracht waren, eine fragwürdige Art von Treppe bildete. Der Bürgermeister hieß die Leute den Leichnam liegen lassen, bis eine gerichtliche Commission, zur

Aufnahme des Thatbestandes am Orte, eintreffen werde; Alle, die etwa bei Wegschaffung hätten Hand anlegen sollen, waren es höchlich zufrieden, an die todtte Alte nicht rühren zu müssen, mit welcher Lebend, wie sie sich ausdrückten, nicht gut Kirschen essen war. Die Aufregung im Dorfe wurde lediglich durch den Schauer, der unwillkürlich Jeden bei der Kunde einer solchen Bluttthat befallt, zuwege gebracht und durch die eigenthümliche Neugierde, welche den Menschen zwingt, fast widerwillig gräßlichen Vorgängen bis auf ihre Einzelheiten nachzugehen: man könnte in dieser Hinsicht alten Sagen Glauben schenken, die behaupten, daß Gespenster Leuten die Hälse umgedreht hätten, man brauchte sich nur den Hergang anders zu denken, da wir den Geistern doch nicht gar so fehnige Arme zutrauen wollen; aber der Furchtsame, der sich von ihnen umgankelt wähnte, mag so oft über die Achsel hinter sich gesehen haben, daß er sich einmal vergaß und mit dem Kopfe über die andere Schulter zurückwollte, wobei er dann selbst in Handumkehr das Halsumdrehen beforzte.

Die Theilnahme für das Opfer fehlte diesmal gänzlich. Rohe Gefellen sagten geradezu: „Es wär' um die

alte Heze kein Schab,“ und sanftere Gemüther, die christlicher dachten, meinten: „Es thät' wohl ganz erschrecklich sein, — ganz erschrecklich, halt ja, — daß derlei ein'm Menschen begegnen könnt' und 's vermöcht Ein'n nur einigermaßen zu trösten, daß es die Körbelflechter-Kathrein betroffen hätt', die man nun auf gute Art los wär.“ Sie fanden ganz harmlos die Art gut. Alles Mitleid übertrug sich auf den Thäter; denn auch Jene, welche aus Abneigung gegen die Ermordete fast gewillt waren, ihm seine That als ein Verdienst aufzurechnen, sagten sich doch, daß das geschriebene Recht wegen ihm nicht gebogen, noch gedreht werden könne und daß ihn ein schlimmer Lohn erwarte.

Regte sich für den noch unentdeckten Mörder das Mitgefühl im Stillen, so äußerte es sich laut für den entdeckten, und der war gar halb zu Stande gebracht.

Die Gerichts-Commission beging den Trappelweg, der in kürzerer Frist wie irgend ein anderer Steig nach dem Thatorte führte, er schlängelte sich zwischen Buschwerk und Knieholz bis zum Kamme des Berges hinan



D' Körbelflechter-Kathrein hab'n mer g'rad in' Wald d'erschlagen aufgefunden.

und mündete dort in einem hochstämmigen Walde aus, wenige Schritte vor diesem fand man den Leichnam der Erschlagenen; er lag, das Gesicht zur Erde gekehrt, mit dem Oberleibe im Gebüsch, doch war er nicht dahin verschleppt worden, sondern der Augenschein ergab, daß die Alte an der Stelle unter einem einzigen Streiche vornüber zusammengebrochen und in das Strauchwerk gefallen sei. Der Schlag war von rückwärts mit furchtbarer Wucht geführt worden, er hatte die Schädeldede zertrümmert und war dann nach einer Seite abgeglitten und die tiefe Rißwunde, die sich bis zur Schläfengegend dieser Kopfhälfte hinzog, ließ darauf schließen, daß das Mordwerkzeug sowohl eine stumpfe Seite, etwa wie ein Hammer, als auch eine scharfe, einer geschliffenen Hade ähnlich, gehabt haben müsse; der schmetternde, unbedingt tödtliche Streich war mit dem stumpfen Ende geschlagen, die andere Verletzung durch das Abgleiten der Schneide unbeabsichtigt beigebracht worden. Die Leichenstarre, der Reif, der auf den Kleidern der Ermordeten lag, der Mundvorrath, der sich in einem übergehängenen Weinwandsäckchen vorfand, führten darauf und Ort und Art der That sprachen dafür, daß die Alte vergangenen Abend auf ihrem Heimwege einem



ihr aufdauernden Mörder zum Opfer fiel. — Herren vom Gericht haben gewöhnlich gute Augen, wenn nicht, dann hilft auch kein Brillentragen. Lange bevor es noch für andere Leute etwas zu sehen gab, hatten die Herren von der Commission schon ihre Wahrnehmungen gemacht und des Weges wohl geachtet, den sie gekommen waren. Es war sandiger Boden. Abends zuvor hatte es geregnet, in der Nacht schlug das Wetter um und am frühen Morgen zehrte ein scharfer Wind die Feuchte auf und die trockene Erde gab Fußspuren nur undeutlich wieder, wer dagegen am vorherigen Abende über die erweichte Erde hinweggegangen war, dessen Tritte mußten sich tief eingedrückt haben und sein Weg leicht aufzuspüren sein. Auf dem ganzen Herwege hatte sich nicht eine solche verdächtige Fußtapfe gezeigt, thalwärts, wohin die Ueberfallene trachtete, war der Mörder nicht geflohen, er war auf dem Kamme des Berges dahergekommen und hatte sich nach der That zurückgewendet, es mußten daher drei Fußspuren aufzufinden sein, zwei mit herwärts gefehrten Schuhspitzen, bis zur Stelle, wo das Weib darnieder gestreckt lag, und eine, die mit den Fersen herzu stand und den Weg wies, den der Mörder genommen.

Diese Voraussetzung erwies sich denn auch als richtig. Am Thatorte war, herwärts gefehrt, nur eine Fußspur des Thäters zu sehen, diese verzeichnete den Schritt, mit dem er aus dem Busch hervorbrach, dann hatte er sich gewendet und eine weite Strecke ließen sich seine hinwegführenden Tritte mit den herankommenden des Weibes verfolgen, dann fand sich mitten auf dem Waldwege die dritte Spur hinzu, seinen Herwegweisend, bis zur Stelle, wo er seitwärts in das Gestrüpp getreten war. Hatte er bisher die entgegenlaufenden weiblichen Fußabdrücke oft gestreift, oder übertreten, so durchquerte er nunmehr diese und die eigenen herwärts gerichteten; doch fand sich in mancher dieser männlichen Fußtapfen der deutliche Abdruck eines Weiberschuhes; er war also allein vor der Alten einhergeschritten, bis er sich, wahrscheinlich durch deren Annäherung, denn die anderer Leute schien ausgeschlossen, bewogen fand, den Weg in's Dickicht zu nehmen und durch dasselbe an den Trappelpfad heranzuschleichen; ein Vorgehen, welches der Umstand erklärlich machte, daß die Körbelflechter-Kathrein noch scharfe Augen besaß und er sich daher scheuen mußte, von ihr gesehen zu werden, während er bei ihrer Schwerkhörigkeit eines Geräusches nicht zu achten brauchte.

Ueber die Tritte, mit welchen der Mörder vom Orte der That hinweggegangen war, erstaunten die Herren vom Gericht; da ließ sich nichts von Eile und Aufregung verspüren, das waren die schwerfälligen, lässigen Tritte eines Mannes, der nach vollbrachtem Tagewerke heimzueht.

In wenigen Minuten hatte die Gerichtscommission die Stelle erreicht, wo die drei Fußspuren auseinander liefen, in eine einfache, des Weibes Tritte nach der Unglücksstätte zu, eh' sie noch neben denen des Mörders hinschritt, und eine doppelte, die aufwies, woher der gekommen und wohin er gegangen war; der letzte folgte man, sie führte in einen kaum mannesbreiten Waldpfad, wo die zurückschnellenden Zweige der Büsche die Eindringlinge auf ihrem Gange nicht wenig belästigten.

Bald aber lüchtete sich der Busch, der Weg leitete über eine weite grüne Wiese nach einem kleinen Gehöfte, aus dessen Schornstein Rauchwölkchen lustig zum blauen Himmel emporträufelten und das Alles nahm sich in dem hellen Sonnenscheine, der darüber lag, so friedlich und freundlich aus, daß die Männer, die da

Amt zu handeln kamen, nur um so ernster ihrem Ziele zuschritten.

Inmitten der Wiese führte der Steig an einer aufgemauerten Rische vorüber, in der ein mit wellen Kränzen geschmücktes Marienbild stand; am Fuße der mit einem rauhen Mörtelanwurf versehenen Rückwand dieses Gemäuers fand sich eine zerbrochene Feldhaue (Harke), im Eisen steckte noch ein Theil des abgesplitterten Stieles, der andere lag daneben; auf dem Eisen waren Blutspuren ersichtlich, auch das Holz wies solche auf, überdem trug dieses eine Brandmarke, die Buchstaben B. H.

Die Leute, welche die Neugierde hinter der Gerichtscommission einherlaufen machte, — es hatten sich deren genug eingefunden, — schlugen schier die Hände über ihren Köpfen zusammen vor Verwunderung: „wie Einer eine Mordwaffe so ersichtlich und auffindlich hinwerfen mag, gleich ein'm andern unnütz gewordenen Stück Werkzeug?“

Indessen blinzten sie doch einander verlegen zu und blieben eine gute Weile stumm, als der Gerichtsherr, der die Amtshandlung leitete, sie befragte, ob sie ihm den Signer des Werkzeuges namhaft machen könnten; erst auf die Wiederholung der Frage sagten sie aus, „das Hänel gehöre halt dem Brunnlechner Heiner, demselben, vor dessen Gehöft man hüt just g'rad' stünd'.“

Der Beamte erteilte den zwei Landjägern, welche die Commission begleiteten, den Auftrag, die Verhaftung des Bauern vorzunehmen, und forschte, ob die beiden hinweggegangen waren, die Leute über Person, Verhältnisse und Benennung des Mörders aus.

Mehrere ließen sich verlauten, da es nun an' Tag wär', so könnten sie 's jezt wohl sagen, daß gleich ihrer Aller Denken gewest sei, es hätt' das kein Anderer gethan wie der Brunnlechner.

Der Beamte erkundigte sich nach Grund und Ursache dieses einmüthigen Denkens.

Ja, je, Du mein! Zwischen dem Brunnlechner Heiner und der Körbelflechter-Kathrein hätt' schon d' langen Jahr her helle Feindschaft bestanden! Die thät sich noch aus dem Bauern seiner Bubenzzeit herschreiben, wo ihm dieselbig Kathrein, damal schon ein überständig Mensch, mindest sieben Jahr älter wie er, nachgelaufen sei und er ihr kein Gehör 'geben hätt', wofür sie ihm durch Kartenlegen und andere Weissagkünste seine Braut abwendig machte und er dafür eine andere, ihm minder anständige, nehmen mußte, dann hätt' sie daselbe Stück noch einmal dem Brunnlechner sein'm Sohn zum Schaden praktizirt. Er hat wohl auch versucht, ihr nach Kräften heimzuzahlen, aber nie nix richten mögen, sondern nur der Alten ihre Bosheit und Heimtücke gegen ihn immer höher getrieben. Genugsam ist er vor einem solchen Verfeinden gewarnt worden, schier wird nit Ein's im Ort z'finden sein, das ihm nit oft- und vielmal zug'redt hätt', er möcht's dabei bewenden lassen, daß er sich bei einer Begegnung mit der Kathrein bekreuzt und gesegnet und hinter ihr her ausspulte, einen Drudenfuß auf die Thürschwelle freide, an's Stallthor ein Hufeisen nagte und sich einen kräftigen Hexenbesen verschaffe, der allabendlich vorm zu Bett gehen zu sprechen wär'; er war eben nit zu berathen und wollt' sein' eignen Weg gehen. Als er aber vor anderthalb Jahren gar die Alte, als der Brandlegung verdächtig, in die Gerichte brachte, da sei man allsamt nit wenig erschrocken; was konnt' er auch auszurichten hoffen, wo zwar kein Zeuge Gutes von der Körbelflechterin auszusagen wußte, aber auch kein Uebles ihr nachzusagen sich getraute und obendrein gar



glaubhaft erschien, daß sie der Kunst mächtig sei, vor jedem Richtstuhl frei auszugehen? Sie ging auch frei aus, denn es konnte ihr nichts erwiesen werden, seit der Zeit aber drangsalirte sie den Brunnlechner derweil, daß es längst für Alle vorausichtlich war, es könne zu keinem anderen Ende führen, als zu solch einem, wohin es denn auch geführt habe; der alte Mann — Gott wird ihm's verzeihen! — wußt sich wohl anders nimmer vor den Drohungen der Alten zu retten; was sie ihm böswollte, ging in Erfüllung und man scheut sich fast, auszusagen, was Alles sie ihm angethan und in Aussicht gestellt hatte! Ja, die Alte konnte mehr als Birnen braten!

Der Beamte zuckte die Achseln und machte dazu eine Miene, die deutlich besagte, wenn er auch gebratene Birnen nicht viel werth achte, so gäbe er doch keine solche für die Künste, deren sich die Alte wahrscheinlich selbst gerühmt hatte und an welche die Ortseinwohner nur zu willig glaubten.

Er berante es jedoch sofort, daß er sich seine Ungläubigkeit hatte merken lassen, denn von nun ab begegnete er nur mehr verlegenem Schweigen, halben Antworten und ausweichenden Neben.

Die Bauersleute traten ein wenig „hintan“, das heißt zur Seite, zogen ein oder den andern Vorwichtigen u. Vordringlichen, je nachdem es ein Mannsbild oder ein Frauenzimmer war, am Joppenärmel oder an der Kittelfalte zurück und führten unter sich ein halblautes Gespräch. Einige betheuereten, wie sehr sie der arme, alte Brunnlechner jammere. Andere erklärten, sie möchten

's recht hart finden, wenn er die alte „Mortschl“ für eine Gute zahlen müßt! Doch hoffte man, da sie nun einmal hin sei, werde auch ihr feindlicher Einfluß auf den Brunnlechner, sowie ihre Macht vor'm Gerichtsstuhle aufgehört haben, so daß von den gestrengen Herren, die diesmal keine Verblendung ansocht, wohl ein Einsehen und eine Billigkeit zu erwarten stünd! Plötzlich verstummten Alle und reckten die Häse nach einer Nicht und flüsternten sich schen zu: „Jesse! da bringen s' n schon!“

Zwischen den beiden Landjägern kam ein breit-schultriger, noch rüstig scheinender Greis dahergeschritten, er drehte unablässig sein Hütel zwischen den zuckenden Fingern. Das weiße, kurzgeschorene Haar hing ihm in die niedere Stirne, sein Gesicht mit der platten Nase sah ungemein flach aus, die Haut glänzte als

Sebel's Meint. Hausfreund.

wäre sie darüber gespannt, und mit seinen großen grauen Augen, die er ohne Anlaß und Aufhören blinzeln schloß und wieder, oft zusamment dem Munde, groß aufthat, machte er den Eindruck eines höchst einfältigen Menschen.

Als er nahe herangekommen war, grüßte er: „Gelobt sei Jesus Christus!“

Einige erwiderten seinen Gruß in gebräuchlicher Weise und sagten: „In Ewigkeit. Amen!“

„Jo, jo, liebe Landsleut“, fuhr er fort, „einund-siebzig Jahr muß Eins alt werd'n, dann erlebt's was.“

Der Beamte hieß ihn, alle Ansprachen an die Leute bei Seite lassen und den Amtspersonen Rede stehen.



„Da wunder dich nicht, wenn Du hemt Nacht.“

„Jo, jo, jo.“ flatterte der Brunnlechner. „Da bin ich jo. Was soll's denn geben? Was is denn wohl a los?“

Der Gerichtsherr wies nach der zerbrochenen Haue. „Ist das Werkzeug Euer Eigenthum?“

„Bewahr! Beileib!“

„Hm, die Leute hier wollen's dafür erkannt haben; damit stimmten auch die in die Handhabe gebrannten Buchstaben ein B und ein H, Brunnlechner Heiner. Wißt Ihr vielleicht einen andern Eigner anzugeben?“

„Nur nit falsch versteh'n. Mer kann sich jo leicht irren. Ich mein', so verbrochen und verworfen, b' erkenn' ich's nit an. Früher könnt' schon so oans amol mein g'west sein.“

„Na schön. Nun such' Euch aber auch darauf zu besinnen, ob Ihr die Harke selbst weggegeben habt, oder ob sie Euch abhanden gekommen ist.“

„Wißt's schon verzeihen, g'strenger Herr, wie moant's? I versteh' Eng net.“

„Habt Ihr sie verkauft, verschenkt, verliehen?“

„Wußt's wirklich nit z'sagen. I kunnt mich af's oan, wie s' Andre nimmer b'sinnen.“

„Ist sie in Verlust gerathen, oder gestohlen worden?“

„Möglich, a möglich, aber g'wiß bin i mir der Sach' nit.“

„Wann habt Ihr sie das letzte Mal zu Gesicht bekommen, oder in Händen gehabt?“

„Ei mein, darauf hab' i wirklich nit geacht't, Herr!“

„Habt Ihr sie gestern mitgeführt?“

„Gestern? Warum grad' gestern?“

„Nun, gestern wart' Ihr doch außer Haus?“

„I? No mein, jo, unferoans is doch wohl jeden Tag außer Haus.“



„Wo seid Ihr da hingegangen?“  
 „Jegerl, wo werd i hingangen sein? Af so oaner Wirtshaus is doch allweil 's nämliche Umeinanderrennen. Da geht's vom Stall af'n Acker, vom Acker in' Stall, in d' Scheun — n Weg b'hältt mer nit in Kopf, da hat mer foan Zeit aufz'merken. Müßt's nit harb sein g'strenger Herr, daß i Eng af Eng're (Euch auf Eure) Fragen foan' rechten B'scheid z'sagen woäß, aber i bin in mein'm Köpfl halt schon a wengerl schwach — mei', wenn mer amal in d' Siebzig is! — i woäß von gar nix! Müßt's Eng d'rum weiter foan Müß' geben. I woäß von gar nix!“

„Schon gut, Brunnlechner,“ sagte kurz der Beamte. „Werden Eurem Gedächtniß schon zu Hilfe kommen!“ Er winkte den beiden Landjägern und diese führten den Alten fort. Die Leute machten Miene, sich dem Zuge anzuschließen, sie drängten sich an den Brunnlechner heran, ihn zu trösten und zu ermutigen, Einige gedachten ihn wohl gar auszuholen, aber die Landjäger wiesen Jeden barsch zurück und erhoben, um ihren Worten Nachdruck zu geben, die Gewehrkolben in nicht mißzuverstehender Weise.

So zottelte denn der eine Theil der Neugierigen in einiger Entfernung hinten nach, — weit davon ist auch gut vor Rippenstößen — und die Andern warteten den Weggang der Gerichtskommission ab und schlossen sich dieser an.

Im Dorfe angelangt, bestiegen die Landjäger ein Stehrrödelchen und nahmen den Brunnlechner in ihre Mitte. Sie fuhren zum Dorfe hinaus, wo die Leute, theils mit lebhaften, wundernden Geberden, theils mit den Händen in den Hosentaschen, dem Gefährte nachstarrten, bis es sich auf der Straße, die zur Kreisstadt führte, verlor.

Der alte Brunnlechner blieb stumm in sich gefehrt, bis das Dorf schon weit dahinter, außer Sicht, lag, dann erhob er den Kopf und betrachtete seine Geleitsmänner, einen um den andern; er seufzte schwer auf und sagte leise: „Wie wenig i a vom Gerichtswesen versteh, selb' hab' i allwal g'hört, wer zugibt, is verlor'n, wer nix eing'steht, dem kann nix g'seh'n. Dös is doch wohl a so?“ Er hatte sich an seinen Nachbar linker Hand gewendet und da ihm dieser keine Antwort gab, so wandte er sich, beunruhigt durch dieses Schweigen, an den zur Rechten: „I sag' nur, — denn wissen ihu' i von nix, — es wurd' doch wohl nit aus und g'seh'n sein, wann glei' Daner a d' alte Hex' d'erschlagen hätt'?“

Der Angeredete blickte ihn von der Seite an und murzte: „Halt' Er 's Maul und red' Er vor Gericht, wenn Er gefragt wird, und da seh' Er nach seinen Worten.“

Da sank dem Alten der Kopf tief nach der Brust und er ließ kein Wörtchen mehr verlauten, nicht während der Fahrt, nicht bei der Ankunft vor dem Kreisgerichts-Gefängnisse, noch, als sich die Thüre der Zelle hinter ihm schloß.

Ehe die Herren vom Gericht nach der Kreisstadt zurückkehrten, nahmen sie beim Bürgermeister einen Imbiß zu sich und sprachen sich bei einem guten Glase Wein sehr gleichgiltig über den vorliegenden, uninteressanten Fall aus, bei welchem Alles so sabenglatt und sonnenklar am Tage lag.

Der Brunnlechner wurde gleich am nächsten Morgen scharf ins Verhör genommen. Manchmal ließ man ihn vierundzwanzig Stunden in Ruhe, dann wieder mußte er gewärtig sein, drei- und viermal des Tages vor dem Untersuchungsrichter zu erscheinen und dessen Fragen, deren Tragweite er oft gar nicht zu begreifen

vermochte, Rede zu stehen, so daß er oft mit Heftigkeit die gleichgiltigsten Dinge bestritt und mit dummpfiffigem Lächeln die verhänglichsten zugab; all' den nachgewiesenen Widersprüchen und aufgewiesenen Thatsachen gegenüber verließ ihn allmählig Trost und Geschick zum Lügner, er verlor ganz den Muth und schritt zu einem Geständnisse; dieses führte in der öffentlichen Verhandlung zu einer Verurtheilung zum Tode durch den Strang, dem er nur dadurch entging, daß ihn die Gerichtsherren selber auf das Wärmste der Gnade des Monarchen empfahlen, welcher die Strafe in lebenslängliche schwere Kerkerhaft mit einem Fasttage an jedem Jahrestage der That umwandelte.

So sah denn der einundsiebzig Jahre alte Mann hinter Schloß und Riegel, der Freiheit für den Rest seiner Tage beraubt und süßte mit der trostlosen Voraussicht, sein Leben zwischen Kerkermauern zu enden, ein Verbrechen, das er, nach seiner Ansicht, aus Nothwehr begangen hatte, um sich sein mühseliges Dasein für die wenigen Jahre, die es noch wahren konnte, zu sichern. Er wäre betruet und betrauert von den Seinen, der Wittve seines Sohnes und dem Enkelkinde, ein ehrlicher Mann dahingeschieden und auf dem kleinen Ortsfriedhofe neben Weib und Kind zu liegen gekommen, hätte ihn nicht eine abergläubische Furcht von Sinnen gebracht und ihm die Mordwaffe in die Hand gedrückt.

„Gestrenger Herr,“ sagte er, als er, durch die Vorhalte und Einwände des Richters eingeschüchtert, zum Geständnisse schritt, „gestrenger Herr, i hätt' nit gemeint, eine Straf' zu verdienen. Haltet zu Gnaden! Ihr müßt' nit gleich so böf' d'reinschau'n. Wenigstens war ich einer allzu harten nit gewärtig. I weiß wohl, 's sein heut' andere Zeiten wie vormal und dieselben ändern sich mit einer Schnelligkeit, daß unseins ihnen gar nit nachkommen vermag und mer völlig irr' wird, was eigentlich zu Recht besteht, ob das von eh'nderher oder vom heutigen Tag! Früher hat man so Eine, wie die Körbelslechter-Kathrein war, nur anz'geben gebraucht und sie is verbrannt worden; möglich, daß einer solchen damal zu viel g'schehen is, heuttags geschieht ihr gar nix, wenn mer sie auch aus Grund und Ursach' verlag't; wie ich erlebt hab', daß die Herren vom Gericht zu ihr g'halten haben, — bewahr', Herr, ich schuldig Niemand an! — die Herren haben halt mein Vorgebrachtes unglauwbüdig g'funden und der Kathrein ihr Beantworten glaubhaft; mit'm Glauben is 's Jetztzeit überhaupt arg bestellt, meist dö g'studierten Leut lassen unsern Herrgott oan' guten Mon sein und fragen 'm Teufel gar nit nach und der mag sich dazu nit schlecht in d' Fäust' lachen!“

Doch mein G'richtsach' gegen d' Kathrein will i später Red' haben und vom Anfang an all'n Hergang der Reih' nach erzähl'n; jed's Einzelne am gehörigen Ort; Des sollt's sehn, Herr, daß sich Dans ins Andre, nach und nach, so g'schickt und mich dahin g'führt hat, wo ich hißt steh'!

Schon als halbwüchsig's Dirndl hat die Kathrein a seltsam's Wesen an ihr g'hab't; um die Zeit war ihr Mutter schon verstorb'n, ihr Vater, a blutarmer Kleinhäusler, hat d' Korbweiden am Bach g'stuht und Körbels g'flochten, immer ein' b'stimmten Tag in der Wochen is er mit sein'm Kram nach der Stadt 'gangen, a wann er dahoam war, hat er sich wenig um die Dirn bekümmert, g'rad' nur, daß er ihr 's Flechten g'lernt hat, damit i' ihm bei der Arbeit a bissel an d' Hand gehen konnt; es is aber a Unruh' in ihr g'steckt, die i' nit lang an ein' Ort g'litten hat, sonderlich nit, wo sie sich hätt' still und ruhig verhalten soll'n, sie



war in der Schul' 'm Lehrer sein' Plag' und in der Kirchen a Schwammaul und Störerin; am liebsten hat sie sich im Wald h'rumg'trieben und weil f' dort je nach der Jahrzeit brav Schwämm' g'brockt, Beeren g'sucht und Holz g'laubt hat, so war das dem alten Körbelstecher nit unlieb. So is f' ohne a Zucht und Lehr' aufg'wachsen. Selten hat sie sich mit andere Kinder eing'laffen, aber wann dös amal der Fall g'west is, so hat f' immer uns Kloanere abseit in oan Winkel g'zog'n und uns durch ihr Erzähl'n vom Teufel fürchten g'macht; erst uns befragt, ob wir wüßten, wie der Leibhaftige ausschau'n thät' und dann ihn haarflein beschrieben. Herr, das war kein so Gered', womit sonst wohl d' Großen dös Kinder schrecken, da war kein' Sprach' von dem Schwarzen, wie mer'n 'n g'malten Bildeln nach in der Einbildung hat, mit dös Geis'hörndeln, dös glühenden Aug'n, der Feuerzung' und 'n Pferdfuß, o, nein, das war a genaues Beschreiben von oan'm

Erscheinen unter vielerlei Gestalten, dös war a Berichten von was Geschichten, weil mer selber g'laubt hat, mer hätt's vor Augen.

Bald sein wir Kinder alle vor ihr ausg'rissen nur einige von dös großen Leut' hab'n damalt schon bedenklich d' Köpfl' deutelt, dös meisten hab'n uns ausg'lacht. Dös Scheu vor ihr is mit uns grobg'wachsen und soan

Bursch hat nur entfernt oan Gedanken g'habt, sich mit ihr, wär 's a nur Kurzweil halber, einz'laffen. Sie war a Allen voraus längst mannbar und immer wunderlicher wor'den, gar von Zeit, wo sie durch ihr's Vaters Tod ganz veroansamt dag'standen is. Tagüber is sie in ihrer Hütten g'essen und hat Körbeln g'slochten, was 's Zeug halten mocht, und sich verlauten lassen, sie stöcht' sich oan' Brautschaf. Leuten, die 's Weg's an ihrer Hütten vorübermüßten, war's immer ganz entrisch (bange) anz'hören, wie sie dabei überlaute Reden g'führt und förmlich Zwiesprach g'halten hat, wo doch rundum nix z'sehn, noch z' vernehmen war. Gegen Abend aber is sie hinweg vom Ort, hat in der Umgegend die verrufensten Weiber aufg'sucht und ihnen 's Kartenlegen und and're Wahrsag'künst' abg'lern't, die mer aus Spaß zu treiben vorgibt, während mer f' häufig g'ung in bösen Ernst umschlagen sieht; war 's a Gelust der alten Weibsbilder, in ihr Verberbn' a d' junge Dirn h'neinz'zieh'n und ihr weiters noch viel schlimmere Praktiken z'lernen, oder is der Kathrein selber der Sinn darnach g'standen? I weiß 's nit; aber dafür, was f' für himmelschreiende Bosheiten

Ein'm anz'thun vermocht', steh' i als a lebender Zeug hilt da innern Kerkermauern, wohinein i nie g'rathen wär', ohne ihr Zuthun und Bemüßen!

Erlaubt's g'strenger Herr, daß i Eng nur in kurzen Worten von der Zeit bericht', wo sie mir, der i dazumal a blutjunger Bursch war, nachg'laufen is. Es ziemt sich nit, ausführlich von der Weis' zu reden, in deren sie mir d' Lieb' ang'tragen hat und i hab' f' a herrisch und truzig g'nug abg'wießen; anfangs hat f' dazu nur g'lacht und ihr aufbringlich Wesen fortsetzen wollen, später hat f' zum Drohen ang'hoben und darüber hab' i mich lustig g'macht, hätt's aber g'scheider sein lassen können, denn bei der ersten G'legenheit, wo sich's g'schickt hat, daß sie mir schaden konnt', hat sie 's a nit unterlassen. Raum war i mit der Hilmer Theres' oaner saubern, ehrbar'n Dirn', wohlhabiger Leut' Kind, so gut wie versprochen, so muß' sie mir f' durch Kartenlegen und übeldeutend's Vorhersagen abzureden.

Zwei Jahr darnach bin i erst zum Heirathen kamma und hab' mei' Alte — Gott laß' f' ruh'n! — heimg'führt; i muß' froh sein, Eine z'finden, dös af der Kathrein ihre Künst' nix 'geben hat. Sie war a a brav's Weib, konnt' ihr nix im G'ringsten nachsagen, aber dös Erste, was i im Sinn g'habt hab', war 'mer halt doch weit lieber g'west.

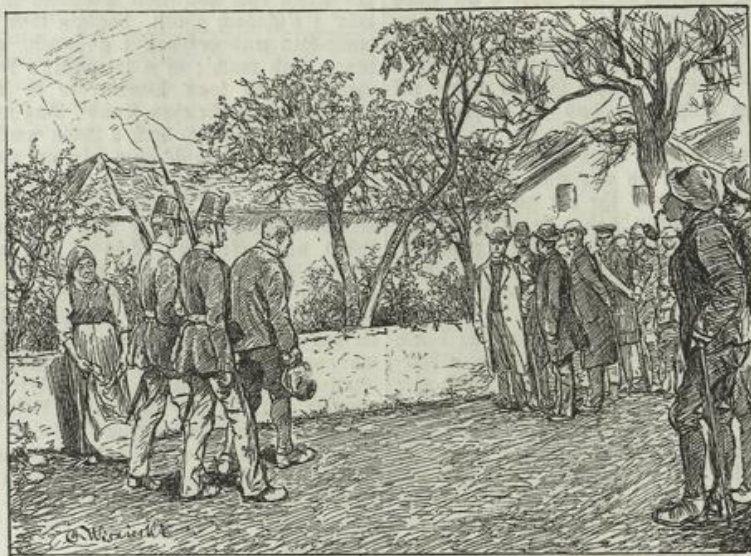
Und seit selb'm ersten Streich, wie d' Jahr' g'kommen und g'gangen sein, hat die Körbel-

stecherin mit oan G'legenheit verabsäumt, mir z'schaden und wehzt'hen, wie f' nur konna hat mög'n, nur sein mit der Zahl der Jahr' a ihre Bosheiten g'stiegen.

Nit um a Haarl Haar anderscht, wie mir mit der Hilmer Theres', is 's mein'm Bub'n ergangen, wie der af d' Laufinger Leni a Aug' g'worfen hat. Wie mir d' mein', hat f' dem d' seine abg'redt und wie i, muß' er sich mit oaner Andern bescheiden. I hab' nit wenig g'wettert und g'sucht, wie i dem armen Bub'n die Bosheit der Alten geg'n mich entgelten sehn muß'!

Und gleich in' ersten Tagn' darnach, wie noch All's in mir vor Zorn g'kocht hat, is f' uns unter d' Augen g'gangen; gleichsam, als wollt' sie sich überzeug'n, wie wir' s aufnehmen und a Freud' an unsern Aerger erleben. Duschig mit ein'm spöttischen G'schau is f' ans G'höft h'rang'schlichen; wir hab'n an dem Tag Heu eing'führt und just d' letzten Gabeln zur Bodenlufen h'nauf'reicht, wie mer ihr' ansichtig word'n sein; da vermocht' i mich nimmer z'halten, hab' f' hart ang'fahr'n, ihr alle Uebelnamen 'geben und sie hing'stellt, daß soan Hund von ihr a Stück Brod nahm'!

Sie hat aber dazu ihr G'leantschen (Maul) nur



Jesses, da bringens f'n schon.



noch breiter gezogen und gesagt: Hoho, Brunnlechner, hitzig thust Du a noch beim Heueinführen? Da wunder' Dich nit, wann D' noch heunt Nacht in Dein'm Stadel was z' lösch'n hast!

Herr, und in derselben, nämlichen Nacht is a mein Heustadel in Feuer aufgegangen und abg'brunnen bis af'n Grund. No dacht' i mir, daß i dösmal dö Alte in meine Händ' hätt und ihr hoanzal'n könnt! 's ganze G'find hat ihr Bedroh'n und Voraussagen mitang'hört und so hab i f' als Brandlegerin ang'zeigt. Ja, schön! Vor G'richt hat' d' Ursach' vom Brand af's nasse Heu g'schoben; den G'ruch davon hätt f' in der Nasen verpürt und leicht prophezeih'n g'habt. I mußt wohl zug'e'n, daß 's a kloanes wengerl feucht g'west sein mag, aber i hab' a g'sagt, sie hätt' dabei nur a leichtere Arbeit und a gute Ausreb' g'funden. Doch sie war zu erweisen im Stand, daß f' zur selben Zeit weit davon an oan andern Ort g'geh'n word'n is; als ob a Soldatene nit d' Deut' verblendwerlen, oder a an zwoa Dertern z'gleich sein könnt? Als ob so Däne überhaupt zur Stell' z'sein braucht, wo 's a Unheil z'listen gilt? Dö kann a af meil'nweit ihr'n bösen Will'n in's Werk setzen. Aber dö Herren vom G'richt hab'n nit amal af mein Reden hing'horcht und sie is frei ausgegangen.

Mit Recht, moant 's Des? Herr, Herr, Des wüßt's nit, wie sich die Hex' weiter an mir und mein' Leuten versündigt hat, sonst könntet's ihr nit noch Recht bis in's Grab eine geb'n! Dafür, daß i sie in d' G'richt g'bracht hab', war i mir wohl jeder Bosheit g'wärtig, aber das nit, — das, wahrhaftiger Gott im Himmel, nit! — daß f' mir Weib und Kind todtbeten und 's z'leht a an mir versuchen wurd'!

Koan Unsinn, Herr! Warum, wann mer durch a andringlich's Gebet a Krant's wieder g'fund, a Aufgebnes wieder lebig machen kann, warum sollt mer nit a a G'hundes Krant, a Lebend's todt beten können?!

Wie i glauben könnt', daß a alt's Weib so a Macht hätt? Herr, döselbe Kunst besteht aber; 's Alter und ob's a Monleut' oder a Weibsbild ausübt, macht dabei koan' Unterschied. Hat doch d' Körbelflechter-Kathrein nach verlaufene Ding ihr Unthat geg'n d' Wein'n und ihr Vorhab'n gegen mich selber an' Tag g'legt. Wie konnt' denn a i daran zweifeln, nachdem ihr Reden g'hört und ihr g'wältige Kunstkraft schwer empfunden hab'? Herr, wann mer 'm fremden Eing'ständniß und sein' eig'nen Sinnen nimmer trauen dürft', was wär' denn dann noch glaubhaft af der Welt und wofür könnt' mer noch a Zeugenschaft ablegen?

Mein Weib hat nie ihr Tag' an ein' Siedthum g'litten, mit amal kommt oans ganz unerwart't und rafft's innerhalb wenig Wochen weg. 'n Tag nach 'm Begräbniß lauft mer dö Kathrein über'n Weg, duchsfig wie allzeit, und süthuerisch, wie nie. Brunnlechner, sagt's, Dein' Marie-Ann' steht hitz nimmer zwischen uns. Sei g'scheidt, denk' nit übel von mir. Laß' uns einander nimmer mißversteh'n. I hab' f' zun Teufel geh'n g'hoas'en. Darauf schaut f' mich wild an und ruft: Bist so unversöhnlich, Du? Schau' zu, daß's Dir nit noch härter kommt.

Und nit lang', so legt sich mein Suhn, a nit af lang, und wir hab'n 'n h'nausg'tragen. Wieder 'n Tag nach der Leich' schleicht sich d' Kathrein an mich heran. Armer Hascher, sagt f', hitz steht gar ganz allanig af der Welt da! Da hab' i ausg'spuclt vor ihr und g'schrien, daß i ihr Aufdringlichkeit mir verbieten thät' und mich döselbe leicht af'n Gedanken bringen könnt', es war mit dö zwoa Tod'sfäll in mein'm Haus

nit recht richtig! Darauf hat f' erst a Weil groß g'schaut, dann d' Faust g'hoben und zischelt: Werd'n mer halt 'n Bodern (Water) 'm Wüberl nachschicken, 'n Bodern 'm Wüberl nachschicken!

Da hab' i gleich g'wußt, der Bader, obzwar er nig hat richten können, hätt' doch a recht's Einsehn bewiesen mit seiner Ausgag', daß mein' Alte und mein Bub an oan und derselben Krankheit verstorben wären und 's war mir klar, daß a mir an der nämlichen zu versterben bevorstund'! Von Stund' an hab' i an Kräften ab- und an Schwächen zug'nommen. Herr mein's Lebens, wie bin i erschrocken, als i oan's Tag's 's Häuel nimmer z' heben, kaum mit zitternde Händ' vom Boden z' bringen vermocht'! Es war früh am nämlichen Tag, wo i Abends hin'gangen bin und . . . es gethan hab'. Der helle Schweiß is mir ausgebrochen bei'n Gedanken, wie nah' mir jekt schon mein End' wär'. Hätt' i's nur noch a kloane Weil' ansteh'n und der Alten ihre höllischen Prattiken hingeh'n lassen, so wär' i z'schwach g'west, dageg'n was in's Werk z'richten. Hin und her hab' i g'sonnen, wie i ihr'm Treiben a End' mach'; af a freiwillig's Nachgeben war bei ihrer Bosheit koan Denken, so is 's mer denn eing'fall'n, wie g'schrieben stund', Aug um Aug und Zahn um Zahn, so möcht' doch a Leb'n um Leb'n gelten und so hab i meine Händ' zum Himmel aufg'hob'n und gebeten, er möcht' mer nur noch so viel Kraft verleihen, der Unholdin mit Daus ihr gottlose Beterei und 'n Athem dazu z' verleg'n und mir mein arm's bissel Leben noch z'fristen! Dös is mir a word'n und ich hab' dö Kathrein ganz in der Weis', wie 's d' Herrn von der Commission selber ausg'funden, beschlichen, denn sehen durst' f' mich nit, sie hätt' mich sonst wohl an der Stell' todt hinfallen machen können; dö Sach' war oane, die eigentlich nur unter uns Zwoa'n 'n Austrag finden konnt' und wobei „Dir oder mir“ g'golten hat. I hab' a, wie im Befund niederg'schrieben steht, nur oan oanzigen Streich nach ihr g'führt, worauf f' ohne Mutser, todt z'sammg'brochen is, sie hat nit zu leiden gebraucht, um was mir a nit war, denn i hab' nit aus Rachsucht oder Haß geg'n ihr, sondern aus Nothwehr und Angst für mein Leben g'handelt!

Damit schloß der Brunnlechner sein Einbekenntniß: es wurde aus demselben, was zur Sache gehörte, zu Protokoll genommen, welches der Alte, nachdem es ihm vorgelesen worden war, unterschreiben sollte.

„G'strenger Herr,“ stotterte er, „schreiben kann i nit!“

„Das dacht' ich mir,“ sagte der Untersuchungsrichter und hieß ihn drei Kreuzchen daruntersetzen.

So hatte denn ein Weib, das weder Neigung, noch Achtung fand und sich zuletzt beschied, abergläubisch gefürchtet zu werden, diese Sucht, — wohl oder übel, auf das Leben eines Mannes Einfluß zu behalten, — mit dem Tode zu büßen, und den Mann führte es hart an dem Galgen vorüber, daß er, statt frommgläubig sein Leben Gott anheimzustellen, es wahngläubig vor den eingebildeten Künsten eines alten Weibes durch ein Verbrechen zu retten hoffte, durch das er es erst in Wahrheit in die todesstarre Hand der Ermordeten gab. So waren die Weiden am Aberglauben zu Grunde gegangen, an dem Glauben ohne Trost und ohne Segen, für dessen Opfer die Welt kein Mitleid, sondern nur ein wunderndes Kopfschütteln hat.



## Wie Peter Obenaus zu seiner Frau kam.

Ein Stückel aus dem Volke von P. R. Rosegger.

Das ist auffallend im Hause des Peter Obenaus. Der Peter ist ja doch sonst kein Sonderling, ist ein gewöhnlicher Mensch von der besseren Gattung, arbeitet fleißig und sieht auf seinen Vortheil.

So oft aber ein reisender Handwerksbursch des Weges kommt, muß die Hausfrau von ihrer Arbeit ablassen und dem Burschen einen Brennsterz kochen. So verlangt der Peter. Und mancher Bursche ist gar verblüfft, wenn er an der Thür um die gewohnte kleine Gabe bittet, einen halben Kreuzer oder ein dünnes Stückchen Brot erwartet, anstatt dessen aber die Anforderung erhält, er solle sich nur ein bißel auf die Bank setzen und rasten, der Brennsterz würde bald fertig sein. Es ist schon geschehen, daß auf Solches der Bursch sich eilends davon gemacht hat, weil er irrtümlicher Weise den Brennsterz für den bildlichen Ausdruck eines Unliebsamen gehalten. Wer die Dinge aber ruhig abwartete, dem wurde mit weißem Tuche der Tisch gedeckt, ein blanker Zinnlöffel hingelegt und endlich ein Pfännlein vorgefetzt mit bräunlich geschmortem, wohl-duftendem Brennsterz. Auch noch ein Schälchen süßer Milch kam dazu, so daß der Bursch denn alle Freuden des Himmels genoss, die ein jugendlich Gemüt, das im gesunden Magen wohnt, sich nur immer erträumen kann.

„Ich komme mir wie verwunnen vor,“ murmelte eines Tages ein schmuder Töpfergesell in den Sterzlöffel hinein, „in diesem Hause bin ich plötzlich kein armer Reisender mehr, den sie anderswo allemal freundlich einladen, sich nur recht bald wieder davonzudrollen; dahier bin ich der Sohn vom Hause, oder gar der Bäuerin ihr Herzliebster, weil sie mir so verdammt gute Sach aufträgt.“

Die Bäuerin, welche Solches hörte, gab zur Antwort: „Den Brennsterz mag Er sich wohl mit Gottesseggen schmecken lassen, sich nachher aber eilends davondrollen, denn der Bursch ist weder der Sohn im Hause, noch viel weniger der Bäuerin ihr Herzliebster.“

Geschmeckt hat der Brennsterz Jedem, aber erfahren hat's Keiner, warum er ihn erhalten. Der Leser soll den Brennsterz nicht kriegen, hingegen aber erfahren, warum im Hofe des Peter Obenaus dieses köstliche Nationalgericht des Steirers jedem Handwerksburschen verabreicht worden ist.

In diesem Brennsterz ist nämlich etwas Süßes. Nicht etwa Korinthgen oder Zibeben, oder dergleichen Gederiges, sondern eine kleine Liebesgeschichte. Der Brennsterz ist Ursache gewesen, daß der Peter die trautsamen Walpa und ihren schönen Bauernhof bekommen hat, und das ging genau so zu, wie es hier erzählt werden soll.

Kochte auf diesem Hofe bereinst die alte Bäuerin

in einer Pfanne Brennsterz. Sie nahm Mehl, teigte es kalt ab, schüttete es dann in das heiße Schmalz der Pfanne, rührte es gut um und ließ es schmoren. Und als es gargekocht in bräunlichen, loderen Krüfflein war, stellte sie die Pfanne vom Feuer weg auf den Tisch und ging hinaus, um das Gefinde zu rufen, welches auf der Wiese war und Gras mähte. In diesem Augenblicke traten zwei Handwerksburschen ins Haus, daß sie um eine kleine Gabe anhielten. Sie sahen niemand, als die dampfende Sterzpfanne auf dem Tisch. Natürlich im Gewissen gleich das siebente Gebot Gottes: Du sollst nicht stehlen! Aber eine andere Stimme sprach sehr vernehmlich: Du sollst nicht hungern! Und wer spricht denn hier von Stehlen! Ist ja niemand da, dem man etwas stehlen könnte. Die Leute werden halt alle gestorben sein, und die Ueberlebenden sind die natürlichen Erben. — Sie faßten die Pfanne am Stiel und eilten damit sehr rasch hinaus in den Waldschachen, der hinter dem Hause war. Dort setzten sie sich aufs weiche Moos, stellten die Pfanne zwischen sich, nahmen den Löffel ihres Vaters, die hohle Hand, und aßten sich an dem köstlichen Gerichte.

Sie aßen so lange sie konnten. Der Eine konnte lange, das war ein Schneider; der Andere konnte noch länger, das war ein Schuster. Dem Schneider wurden die Augen feucht im Angesichte dieser Labe und im Vollbewußtsein seines weiteren Unvermögens. Und als endlich auch der Schuster sich seinem Schicksale ergeben mußte, beteten sie das Dankgebet für die Gabe Gottes.

Raum sie ihre fromme Andacht verrichtet hatten, kam ein hübscher blonder Knab des Weges. Der hatte einen Wachholbenen in der Hand und ein wohlgeschürtes Felleisen am Rücken und pfliff das Lied von der schönen Frau Wirthin am Rhein.

„Sieh einmal,“ flüstert der Schneider zum Schuster, „der thut ganz genau, als ob er ebenfalls ein reisender Parteigenosse von uns wäre.“

Der konnte uns aus der Noth helfen,“ entgegnete der Schuster, auf den Rest des Brennsterzes blickend, welcher noch in der Pfanne war.

„He, Bruder!“ schrie nun der Schneider den Vorübergehenden an, „Du bist ein vazirender Sattlergesell und hast gewiß Hunger!“

„Rein,“ antwortete der blonde Knab' und blieb stehen, „ich bin ein Tischlergesell.“

„Gut ist's, dann hast Du noch mehr Hunger. Glücksbruder, komm' her, halte mit uns, wir haben einen Freudentag. Daß' Dir sagen, frommer Tischlergesell, der Bauer da in diesem Haus drin hat heut ein zweiköpfiges Kalb bekommen. Aus eitel Freud' darüber läßt er etwas drangehen und hat uns ein Fest gegeben da in der Pfanne. Magst mitthun, wenn Du nicht schon zu Mittag gespeist hast.“

Der feine Tischlergesell hatte noch nicht zu Mittag



„Noch viel weniger der Bäuerin ihr Herzliebster.“



gespeist, er ging also vom Wege seitlings und setzte sich ins Moos, unweit der Sterzpfanne.

„Wenn ich Verlaub habe,“ sagte er und that aus einer Lederfelle einen saubergehaltenen Blechlöffel.

„Schau,“ sagten die Weiden zu einander, „der ist besser eingerichtet, den hat Mutterl die Rindsbreischaukel mitgegeben. Es scheint, der edle Junter von Hobelburg ist noch nicht lange auf der Reise.“

„Heute ist der vierte Tag,“ berichtete der Tischler, „und der erste Tag, daß ich in der Fremde ein ordentliches Mittagmahl habe. Ich danke euch recht schön!“

Sonst sagte er nichts, blickte aber mit jedem Köffelvoll, den er aus der Pfanne hob, dankesinnigen Auges bald auf den Schuster, bald auf den Schneider.

„Zu danken hast es dem zweitöpfigen Kalb,“ entgegnete der Schneider bescheidenlich. „Wenn Du Dich sattgeessen hast, Adam, so nimm die Pfanne, trage sie ins Haus und bedanke Dich fein für Deinen Theil; wir für den unsern sind schon ledig.“

„Das thue ich recht gern,“ antwortete der Tischler, „aber Adam heiße ich nicht.“

„Das macht nichts,“ versetzte der Schneider.

„Ich heiße Peter Obenaus und will mich gleichwohl auch bei euch bedanken, daß ihr so freundschaftlich gewesen seid, mich herbeizurufen. Ich hab' ein Viebel gepiffen, hätte aber nicht mehr lange angehalten, der Spaß. Jetzt thut sichs wieder und ich werde nun also die Pfanne zurücktragen.“

Während im Waldschachen dieses Idyll sich vollzog, begab sich im Hause ein Auftritt von wahrhaft dramatischer Größe. Als die Bäuerin mit dem Gesinde zurückgekommen war und keine Sterzpfanne gefunden hatte, erhob sich Verwunderung, Staunen und endlich ein tumultartiger Zorn. Während die Bäuerin neuerdings sich an den Kochherd machte, nahm der Bauer seinen Haslinger zur Hand, um damit nach dem Missethäter zu fahnden. In demselben unseligen Augenblicke trat der junge Peter Obenaus mit der leeren Pfanne ein, wendete sich an den Bauern und an die Bäuerin und sagte treuherzig: „Da war' die Pfanne und ich will mich beim zweitöpfigen Kalb recht schön bedanken!“

Eine Minute nach diesem artigen Wort erreichte die nicht mehr spazige Geschichte ihren Höhepunkt. Der Schuster u. der Schneider draußen hörten noch das Jammergeschrei des blonden Knaben und machten sich dann

eilends davon, im Bewußtsein, eine edle That begangen zu haben. Denn die Handwerksburschen müssen stets zusammenhalten, um jüngeren Nachwuchs, der dumm und vertrauenselig wie ein Huhn aus dem Ei in die Welt hinein watschelt, zu witzigen. Keinem bleibt erspart, und das eben ist der Segen der Burschenfahrten, daß man klüger heimkommt, als man ausgezogen ist.

Die schwersten Leiden des Peter waren bereits vorüber, als sich auf Red' und Gegenred' herausstellte, daß er ein unschuldiges Opfer frecher Missethäter geworden war; und nun begann die Bäuerin dem endlich gutmüthigen Tischlergesellen Abbitte zu leisten und der Bauer sagte zu ihm, wenn er sich auf seiner Reise



Das thue ich recht gern, aber Adam heiße ich nicht.

etliche Tage im Hof ausruhen wolle, so würde ihm nichts fehlen. Ober wenn er gar in Arbeit einsteigen möge, so sei dazu Gelegenheit. Der Bauer habe einen Bruder, der sei Tischlermeister und habe vor Kurzem die Einrichtung eines nahegelegenen Jagdhauses übernommen; der brauche nun einen flinken Gehilfen. Als nicht ganz nebensächlich zu erwähnen ist aber das Haustöchterlein Walpa, welches just flügge ward, ein gar munteres Blut hatte und dem mißkannten blonden Knaben ihr weißes Sacktüchlein reichte, daß er sich damit von den rothen Wangen die bitteren Tropfen trocken konnte.

Der Peter trocknete die rothen Wangen, legte dann das Tüchlein gar sitzig dankend in die Hand des mitleidigen Dirndels zurück, ging zum Meister, nahm Arbeit, kam öfters in den Bauernhof und verliebte sich sachte in das Haustöchterlein. Das Haustöchterlein war klug und meinte, wenn das menschliche Leben schon auf ein Ehebett und auf eine Wiege eingerichtet sei, so müsse es ein Tischler sein. Weil die Walpa beim Hause das einzige Kind war, so fügte sich bald überaus glatt und zu Aller Zufriedenheit. Denn nett und brav, das war und blieb der Peter und in wenigen Jahren war er Besitzer der feinen Walpa und des großen Hofes. — Eine Sterzpfanne! Daraus sieht man, daß der grundgütige Gott kein Mittel verschmäht, wenn er ein paar Leutchen weiß, die er zusammen bringen will. Der Peter vergibt es dem lieben Herrgott sein Lebtag nicht und so hat er den Brauch eingeführt in seinem Hause, daß jedem zusprechenden Handwerksburschen eine Pfanne Sterz vorgesezt werde, was noch dazu den Vortheil hat



daß kein Handwerksbursch in diesem Hause eine mehr zu entführen braucht.

Wenn jene zwei Handwerksburschen wüßten, wie gut ihre Bosheit verlaufen ist, einer wie der andere müßte sich tödtlich grämen darüber, die Sterzpanne nicht selbst zurückgetragen zu haben. Das wäre freilich anders verlaufen, denn wohlgemerkt, die Sterzpanne allein thut es nicht. Es gehört — wo ein feines Bräutchen erworben werden soll — auch ein braver Bursch' dazu.

### Was die Augen sehen, glaubt das Herz.

Dänke zu Bize Fisch g'nueg — Fisch besser  
Als botterig Werchzueg,  
Bücher und Schriften und Gläser und  
Büchsen und Guttere, Messer,  
Zangen und Grüeter und Bülletrückli  
Und Mörsel und Rümpe  
Gist und Süezi und g'farbets Papier  
Bluetigel und Schröpföpf.

Der Herr Doktor v. Corrodi.

Dort, wo der Rhein um die Ecke geht und zwischen Schwarzwald und Vogesen sich seinen Weg gebahnt, in der Stadt, wo das grimme Spalenthier haust, wo der Kellikönig vor dem höhnend die Zunge herausgestreckt und wo jeder Mensch zugleich ein geborener Trommelschläger ist, in der Stadt, von der unser Hebel singt: Ja weger mer meint in der Stadt

Seig Alles sufer und glatt,  
Die Herre sehe eim so lustig us,  
Und 's Ehrüh isch ebe  
Mengmol im präpferste Hus.

In dieser Stadt sind gar viele Herren mit Geld u. Gut.  
Rich sin sie, 's isch kei Frog,  
's Geld het nit Platz im Trog.

Ja, lieber Gott, und doch hat auch jeder seinen Bündel Sorgen und Kummer zu tragen, wie es nun einmal allen Menschen bescheert ist auf dieser runden Erde.

In dieser Stadt also, wo viel Frömmigkeit und Tugend herrscht, vergißt man aber auch über dem Himmel die irdischen Genüsse nicht ganz, Rippli und Schüssli, Hämmlli und Schnürli, Kuchepastetli und Vollewäse finden allezeit ihre Liebhaber.

Man lebt dort im großen Ganzen ziemlich einfach, wenn's aber einmal bei irgend einem fröhlichen Anlaß zu einem „Mähli“ oder gar zu einer echten und rechten „Gastirig“ kommt, da wird im „Wickel“ Absonderliches geleistet und was den „Schwappel“ betrifft, — „he, bim Bluest, do muß es Welle schlage.“ Vor Jahren nun zählte die Stadt zu ihren bekanntesten und beliebtesten Bürgern einen geschickten Arzt, dessen gelungene Kuren und noch mehr dessen gelungene Einfälle von Mund zu Mund gingen. Fast alle Tage wußte man ein neues Stücklein vom Herrn Doktor Schpuzenberger zu erzählen.

Da fand einmal ein großes Zunftessen in der Zunft zum „Crocus“ statt, zu dem unser Doktor auch eingeladen war, da er unter den Zunftgenossen viele seiner Patienten zählte. Einer davon war der Herr Gutschick, ein schwer reicher Mann, der die Fünflinier in Tonnen fassen konnte. Schade, daß der brave Mann fortwährend kränkelte, und jahraus jahrein über allerlei Preßten, — besonders aber über einen schwachen Magen klagte.

Der Doktor hatte seine liebe Noth mit dem Patienten. Wo aber etwas los war, war dieser dabei und so fehlte er auch natürlich im Crocus nicht.

Da Herr Gutschick gerade in den letzten Tagen furchtbar über seinen schlechten Magen geklagt, und dem Doktor die Hölle heiß gemacht hatte mit seinen Vorwürfen, daß er nichts wisse, was ihn kurieren könne,

kam dieser auf den Gedanken, eine gute Lehre könne dem Biedermann mit seinem ewigen Segrumse nicht schaden. — Als man sich zu Tische setzte, wußte sich Schpuzenberger einen Platz gegenüber seinem „unanmüethigen“ Patienten zu verschaffen.

„He, Jean,“ sagte er zum Kellner, — „do bringen emol ubschrie 'n Schambanierkühler her, und stellenen newe mich unter de Tisch. S' bruecht kei Js drinne z'si. Verstande?“

Der Jean brachte das gewünschte Gefäß und stellte es unbemerkt neben den Doktor. Das Mahl begann. Als der Gutschick eine tüchtige Portion Docturle nahm, versorgte sich der Doktor auch mit einer solchen, aß dieselbe aber nicht, sondern goß sie in den Champagnerkühler. So machte er es mit jedem Gerichte, und ebenso wanderten ungezählte Gläser Marktgräser, Bordeaux, Rheinwein und Champagner in den Kübel, — kaum daß hie und da der Doktor einen Bissen aß oder ein Schlücklein Wein trank. Das „Mähli“ dauerte lang. Die Lichter mußten angezündet werden. Alle möglichen und unmöglichen Trinksprüche waren schon ausgebracht, auf den Herrn Zunftmeister, den Herrn Sädelmeister, den Bürgermeister und auf die Hauptmeister — die lieben Hausfrauen. Schon wurde das „B'haltis“ ausgeheilt für die Angehörigen, die zu Hause darauf warteten. Der Kaffee sollte gerade servirt werden, da erhob sich der Doktor.

Das mußte ganz etwas Absonderliches sein, daß dieser sprach und noch dazu so spät.

„Werthe Herre und liebe Fründ,“ begann er. „I bitt, eh mir noch vor Nächste abenand go, um fründlich's Gehör.“

„E Döcker si, isch e schön's Metier, wann öppe eine an ordliche Patiente het; aber mengmol het's unter dene Patiente derige Choge — es chruelstmer, wann i nu dra denk. E derige isch unse Beppi, — mi hochverehrtes Wisawis. Den will i jeket hüt a de Fegge und begoppel in d'Chluppe neh.“

Johrus, johrin chöchzet er; bald het's ihn do, bald dört. Bald het er's G'sücht, bald druckt en 's Schrätteli, bald zwiff's en i de Chnobe, bald isch es Chämmi nit in Ordnieg — vorus aber isch der Mage verheit und er möcht scho verräble, sait er, vor luter Preßte und Bishwerde. Sich öppe n'e Glend und do soll der Döcker nu helsi. Das bin i efange müed. Hüt han i nu de Cherli verdwüschit.“

Da lönd der Schambanierkühler ummenand go, — was die Auge g'sebe, glaubt 's Herz,“ — (damit gab er den gefüllten Kübel seinem Nachbar,) „da chönt er öppe es blau Wunder berlebe, was da Mensch hüt vor Mode abi g'schluckt het, ohni daß er se ordli verchänt, und mit wie viel Fläsche er all des Zugs gleitig hintere g'schwenkt het. Lönd's umenand go und lüeget au wie er jeket no am B'haltis nauset, da Ukoth! — Und zu allebem tubäcklet er no wie es Chämmi, — und, wie's hüt isch, isch's geschter g'si und so all Tag. Das soll nu öppe e Mage verläde, ohne daß er verheit wird. Was der Döcker verschribt, isch do Alles vergebig.“

O Beppi, Beppi, Du bischt e schülliche Freßsack und lasssch nit ab vo dem Läbe, so musch elend ver-räble, — des sait der Di Döcker!“

Der Champagnerkühler machte seine Runde unter ungeheurem Hallo. Der Gutschick aber sagte in größter Seelenruhe:

„Döcker, Ihr sinn e nütznuzige Chaib, Ihr, — daß Ihr's nu au wüßet;“ und steckte sich ruhig eine feine Cigarre an.

Genüht hat aber des Doktors wohlgemeinte Straf-rede kein Wischen.



## Auf dem Bös-Tauring.

Nach dem Erlebnisse eines Bergwanderers erzählt von  
P. R. Rossegger.



ndlich waren die Tage des Urlaubs da. Die lange, o wie lange und heißersehnten! Unschuldig zu sein u. in der Gefangenschaft einer großen Stadt schmachten zu müssen, Jahr für Jahr, nur wenige Tage der Gnaden! Wie angelegentlich man nach den Barometer fragt! Wie zingend, hoffend und wieder zingend man nach den Wolken blickt! Wenn jener Zigeuner schon gutes Wetter haben wollte zum Sterben, um

wie viel mehr verlangt sich der Sonntagswanderer einen heiteren Tag zum Leben, zu seiner kurzen, doch so glückseligen Freiheit!

Die Südbahn führt den Wiener ohne Umstände ins Hochgebirge dreier Kronländer. Wir wählten das weniger bekannte. In unserem Herzen jauchzte das Gefühl wiedergesundener Jugend. Um so mehr wunderte es mich, daß mein Wandergenosse, mit dem ich das düstere Hochthal durchschritt, heute nicht so heiter war, als das sonst in seiner frischen, jugendlichen Natur lag. War es doch Freund Ludwig, der diese Partie auf den Bös-Tauring veranstaltet und sich schon so lange darauf gefreut hatte. Er war eine urgesunde Natur, ein vortrefflicher Bergsteiger, er war vermöge seines liebenswürdigen Charakters und seiner Stellung im Bureau des Cultusministeriums von allen, die ihn kannten, geachtet, dazu war er erst seit Kurzem im Besitze einer schönen geliebten Frau — lauter Dinge, die doch eher zur klingenden Lust Anlaß geben, als zu dem stillen Ernste, in welchem Ludwig neben mir dahinwandelte.

Mehrere Male begann ich ein Liedchen anzustimmen, er hielt dazu mit den Fingern den Takt ein, sang aber nicht mit. So fragte ich ihn endlich nach der Ursache seiner Schweigsamkeit.

Es war heiß geworden, wir setzten uns unter eine Tanne und schauten die ungeheueren Felsabhängen an, die greifbar nahe vor uns zu stehen schienen und doch in dem bläulichen Dufte dämmerten.

„Ich habe mir,“ sagte nun Ludwig, „diese Bergfahrt ein klein Wischen anders gedacht.“ — Auf meinen fragenden Blick fuhr er, mir rasch die Hand auf die Achsel legend, fort: „Du bist bei mir, das ist freilich schön. Aber ich hätte auch gerne mein Weib bei mir. Es ist Alles noch viel schöner, wenn ich's in Gemeinschaft mit ihr genieße.“

„Und warum hast Du sie nicht mitgenommen?“ Auf diese meine Frage blickte er mir mit seinem großen, blauen Auge ins Gesicht und lächelte ein wenig.

„Meine Frau,“ sagte er dann leise und ruhig, „ist ein ganz besonderes Wesen. Ihr kennt sie Alle als eine liebenswürdige Dame. Wie gut sie aber ist, wie unbeschreiblich gut, das wisst ihr nicht. Und wie tief, wie unbeschreiblich tief sie mich manchmal tranken kann, das wisst ihr auch nicht.“

Er schwieg und ich sagte: „Es ist die Liebe. Mit wenigen Worten hast Du mir es ganz genau gesagt, Freund: Was da in Glück und Leid zwischen euch spielt, es ist die Liebe.“

„Meine Frau,“ fuhr Ludwig fort, „gehört zu jenen Wesen, denen der Himmel Unrecht thut. Er machte sie würdig, glücklich zu sein und veragte ihnen dazu das Talent. Das Leben mag ihnen Alles bieten, die sie liebenden und von ihnen geliebten Menschen mögen ihnen Alles zu Füßen legen, sie werden unbefriedigt sein. Aus der Unzufriedenheit entwickelt sich allmählich ein dämonischer Trost, gerade das zurückzuweisen, was ihnen noch das Liebste ist, sich selbst in eine Art Ueberselbst zu vergraben und dann in der Vorstellung, daß sie Alles entbehren müssen und Märtyrer sein, noch eine gewisse Genugthuung zu empfinden.“

„Das versteh' ich nicht,“ war mein Einwand.

„Vom Verstehen kann auch keine Rede sein, besonders, wo es sich um Frauen handelt,“ sagte Ludwig traurig lächelnd, „das sind Räthsel, die Gott uns aufgegeben hat und endlich, wenn wir ein Leben lang darüber unsern Kopf zerbrochen haben, doch nur er selbst lösen kann. — In unserer Ehe,“ fuhr er fort, „war bisher recht viel Sonnenschein, nur wenige trübe Tage und zwei oder drei Gewitter. Es kam nicht so schlimm, als Du es mir vorausgesagt hattest. Gestern jedoch spielte der Teufel seine Karte aus. Ich hatte ihr für unsere Partie einen breitkrämpigen Strohhut nach Hause gebracht, weil ich nicht will, daß die Sonne mir ihr liebes Angesicht verbrennt. Sie legte den Hut bei Seite und sprach, ein solches Strohdach aufs Haupt zu setzen, dazu gehöre mehr Geschmacklosigkeit, als sie aufzutreiben wisse. Ich redete ihr zu, daß sie nicht thöricht sein möge und daß der aufgedonnerte Stadthut auf den Bergen nicht bloß unbequem, sondern auch lächerlich sei. Das war schlimm gesagt. Lächerlich! rief sie, wenn Du besorgst, daß man Dich mit mir ver-lachen werde, so verzichte ich auf diese Alpenpartie. Sie weinte in der Nacht, sprach aber auf mein gütiges Zureden nichts, als: sie sehe wohl, ich hätte es darauf angelegt, ihr auch noch die einzige und letzte Freude, die sie auf dieser Welt habe, zu verleiden. Sie gehe nicht mit, denn das wolle sie mir nicht antun, daß ich mich mit ihr schämen müsse. Und dabei blieb sie. Du kannst mir glauben, daß auch ich am liebsten zu Hause geblieben wäre, wenn ich die Partie nicht mit Dir schon so fest verabredet gehabt hätte. Die Freude ist mir nun einmal verdorben.“

Ich war innerlich empört über diese vertratete Weiberlaune, die dem Jungen so bödsartig den kleinen Urlaub verderben konnte. Wie gering muß doch ihre Liebe zu ihm sein, wenn sie sein Herzleid nicht ahnt, und wie unendlich geringer noch, wenn sie es ahnt und doch heraufbeschwören konnte. Fast ärgerte mich die treue Innigkeit, mit welcher Ludwig an diesem Weibe hing.

Nach zweistündigem Steigen durch Wald und Matten saßen wir in der Almhütte am Fuße des Bös-Tauring. Die dralle Almerin bewirthete uns mit Milch, Butter und Kaffee und ich flüsterte meinem Kameraden die Frage zu, ob sie nicht hübsch sei?



Er schmunzelte und bei der Gelegenheit, als sie die leeren Schalen vom Tische räumte, sagte er sie mit zwei Fingern leicht am Kinn und fragte, ob sie schon einen Herzliebsten habe? — Ihre Meinung war, sie brauche keinen, was Ludwig sofort bestritt, so daß sich zwischen beiden eine kleine Neckerei entwickelte. — Ich hätte etwas gegeben, wenn sein böses Weib daheim diese liebliche Scene im Geiste gesehen haben würde, ohne sie verhindern zu können. Diese Gvastöchter lassen sich durch nichts anfechten, was den Mann betrifft, zwar klagen und wimmern sie, aber wahrhaft weh thut ihnen doch nichts, als die Eifersucht.

Als wir uns wieder aufmachten und mit der Amerin verabredet hatten, auf der Rückkehr vom Böstauring in ihrer Hütte Nachtherberge zu nehmen, nickte sie uns mit schallhaftem Rächeln zu und steckte dem Ludwig ein Sträußchen von Thymian u. Kohlröschen an die Brust.

Mein Genosse war munter geworden, er drällerte jetzt vierzeilige u. versuchte sich im Jodeln. Ich dachte: Am Ende wird er noch recht froh sein, daß sein liebes Weibchen zu Hause geblieben ist — sagte es aber nicht.

Die grünen Ammatten hatten wir endlich hinter uns, es begann der steile Anstieg über Steinschutt, zwischen wildem Gewirr von Felsblöcken und Knieholz. Wir waren gut alpin ausgerüstet, nur die nackten Knie brannten uns, weil die zarte Haut an der Sonne geschmort wurde.

„Es ist ja gut,“ bemerkte Ludwig, „heute büßen wir unsere Thorheit und morgen sind wir klüger.“

Wir kamen an eine Einsattelung des Gebirges, genannt die Scharren, durch welche ein kaum erkennbarer Fußsteig ging, von Hirten und Gemsjägern getreten. Dort stand ein stark verwittertes Kreuz, dessen Dachbretter vom Winde zerrissen waren. Ludwig blickte auf den wohlgeschmückten Christus hin, als ob er sich wundere darüber, daß da heroben in der starren Einsamkeit sich noch das Bildniß des Erlösers finde. Es war kein Strauch und kein Blümchen mehr ringsum.

„Möglich sagte Ludwig: „Ich weiß, was ich thue.“ Damit löste er sein Sträußchen von der Brust. „An mir würde es doch zu bald verwelken. Dir sei dieser Schmuck gewidmet.“ Und steckte Thymian und Kohlröschen an das Haupt des Heilandes.

Dann rasteten wir auf den Klöcken und schauten hinaus in das schründige Gefelste, welches uns in Nahe und Ferne umgab. Uns gegenüber stand eine fast senkrechte Wand, wohl an Hunderte von Klaffern hoch.

„An der ist sicher noch keine Gensse gegangen seit Erschaffung der Welt,“ bemerkte Ludwig.

„Sie ist nicht so glatt, als sie von der Ferne aus sieht,“ meinte ich. „Jedes Knärrchen ist dort eine mächtige Felskante, auf welcher die größten Häuser stehen könnten; jedes Rinslein ist eine tiefe Schlucht, in der

ganze Sand- und Schneefare versteckt sein werden. Nicht Genssen allein, auch Menschen wagen sich heute schon an dieses Gewände, weil manchen Bergsteigern der schlechteste Weg zum Gipfel als der beste dünkt.“

„Ich begreife es,“ sagte nun Ludwig. „Ich billige es, wenn man des Bergsegen spottet, der aus Prahl sucht sich in Gefahren begibt; dem geschieht recht, wenn ihm schlecht geschieht. Aber ich ehre die Begierde des Mannes, seinen Muth an den Gewalten des Hochgebirges zu messen, es steht ihm besser an, als damit die Mitmenschen zu berempeln; ich kann mir die tiefe und nachhaltige Befriedigung denken, die der muthige Bergsteiger nach überwundener Gefahr empfinden muß. Die menschliche Natur will nicht verkümmern, und jemebr nach einer Seite hin ihr heute Verweichlichung und

Erschlaffung droht, desto lebhafter spornet sie den Drang an, nach der anderen Seite hin die körperliche Kraft, Geschicklichkeit, Ausdauer u. die Redheit des Herzens zu üben. Zudem ist dieses Aufsuchen der Gefahren ein uneigennütziges Preisgeben seiner selbst, wodurch weder materielle Güter erworben, noch grobe sinnliche Gelüste befriedigt werden können. Es ist ein selbstloses Opfer, das der Mensch seiner Liebe zu Gottes Natur bringt, es ist ein frisches Aufraffen aus dem Kulturante unserer Städte in das reine, wilde, göttliche Reich der Ursprünglichkeit. Wie unvergleichlich heldenhafter als das Verenden im Zweikampf ist der Untergang im Hochgebirge, bei dem der letzte Gedanke nicht Rache ist, sondern glühender Drang, die Herrlichkeit der Schöpfung zu schauen.“

So sprach Ludwig. Ich staunte ihn wortlos an. Ich kannte ihn von jeher als eine sinnige und sinnende Natur, aber so pathetisch wie zu dieser Stunde hatte er sich noch kaum jemals gezeigt.

Endlich mußte ich zum Aufbruch erinnern, denn es war drei Uhr Nachm. geworden. In der Luft war es ganz still u. regungslos. Die Sonne brannte so heftig, daß man die bloße Hand nicht an das heiße Gestein legen konnte. Wie auf Erden das krause Gebirge der Felsen lag, so stand am Himmel ein krauses blendend weißes Gebirge von Wolken, in tiefer Region als dunklere Massen, in fernster Höhe wie Gletscherrinnen leuchtend. Die Sonne riß durch ihre Strahlenperre sich freie Bahn zu uns nieder und sog uns aus allen Poren den Schweiß, daß unser Eingeweide bereits anhub, vor Durst zu lechzen.

Wir flogen an und kamen bald an die Moränen, die überklettert werden mußten, diesseits mühsam hinauf, jenseits mühsam hinab, so daß wir eigentlich viel mehr bergansteigen mußten, als der Berg hoch ist. Im wirren Steingebäude, jetzt in flacher, jetzt in steiler, jetzt in überhängender Richtung — spaltig, klüftig, zackig, kantig in unendlichen Formen, jede Form dem Menschen feindselig — gab es kein Gehen mehr nach mensch-



Er steckte Thymian und Kohlröschen an das Haupt des Erlösers.



licher Art, sondern nur ein Klettern auf sechs Füßen, wenn man Hände und Kniee dazurechnet, welche hier zum Weiterkommen oft weit besser zu gebrauchen sind, als die Füße selbst. Jetzt lag ein Eisfeld vor uns. Es war mächtig geneigt und hatte zahllose Striemen, aber es war wie durch einen tiefen Festungsgraben von uns getrennt. Wir stiegen in die Klust hinab, da war es kühl, wir schnallten unsere Fußeisen an und banden uns durch ein Seil zusammen, das zwischen uns etwa zehn Fuß lang war. Hernach kletterten wir den Gletscher an. Die Striemen, welche wir nur für leichte Erhöhungen gehalten hatten, die uns gegen das Ausrutschen schützen konnten, erwiesen sich bald als oft mannhohle Risse, denen wieder ebenso tiefe Schrände und Spalten folgten. Da wir aber hoch über dem Eisfelde den dunklen Regal ragen sahen, der die höchste Spitze des Vörs-Tauring war, so ging es zwar schwierig, aber wohlgemuth hinan.

Nach einer Stunde hatten wir den etwa dreihundert Schritte breiten Gletscher überwunden. Am Fuße des Regels entlebigten wir uns des Seiles, rasteten und genossen etwas Fleisch und Wein. Dann kletterten wir die Felsen empor. Manchmal war es fast bequem wie auf einer Treppe, dann war über schief liegende Steinplatten hinanzurutschen oder manch senkrechte Wand zu erklimmen, wobei Einer auf die Achsel des Andern stieg und diesen hernach mit dem Seile nachzog.

Endlich waren wir oben. Die Spitze war lange nicht so schroff, als sie von unten ausah, wir setzten uns auf das graue Steingetrümmer, an welchem man überall die sprengende Macht des Eises sah, und andere Spuren geheimnißvoller Naturgewalten, die auf diesen aller Vegetation baren, scheinbar ewig starren, leblosen Höhen thätig sind. Wir hatten unten am Gletscher den Imbiß eingenommen, weil wir auf der Spitze heftigen Wind vermutheten, dem wir etwa nicht lange würden Stand halten können. Es strich aber kein Rüstchen, die Sonne war in ein stahlgraues Dunstmeer gesunken, das im Westen lag. Die Luft war lau, dünn und unbeschreiblich angenehm. Wir schauten mit freudigem Staunen hinaus über das Bergland. Das grauehafte Gewände, die Zacken und Häupter, die vom Thale aus gesehen so massig und hoch in den Himmel hineinragten, sie lagen tief zu unseren Füßen, wir sahen über sie hinaus andere Berge, sie hatten die Herrlichkeit verloren von dem Augenblicke an, da ihre Conturen nicht mehr den Himmel schnitten. Um so erhabener, Alles weit überragend und beherrschend erschien uns das Haupt des Vörs-Tauring, auf dem wir standen. Dieser Berg zeigte uns nun nicht allein ein fast unbegrenztes Gebirgsrund, das freilich gegen Westen hin im grauen Dunstmeer des Himmels verschwamm, sondern auch die ungeheuren Glieder seines eigenen Leibes. Da waren stundenlange Felsriffe und Ausläufer, die wieder ihre eigenen Hochspitzen hatten, und schattenfinstere Engschluchten dazwischen, in denen nichts als Schutt und Schnee lag. Das einzig Glatte und scheinbar Sanfte in dieser versteinerten Welt war ein Gletscher, der sich tief unten suchte und weich wie ein weißes, leicht gestreiftes Tuch über eine Mulde legte und an welchem das Eisfeld, über das wir gekommen, nur einen kleinen Seitenarm bildete. Wir wußten nun freilich aus Erfahrung, daß es mit der Glätte und Weichheit dieses Gletschers sein besonderes Abkommen hatte. Den Berg von allen Seiten betrachtend sahen wir, daß auf dem Rückwege genau die Richtung des Aufstieges einzuhalten war. Unten in schwindelerregender Tiefe, fast wie in der Thahlsöhle, lagen die grünen Matten mit der Almhütte.

Ludwig hatte träumend hinausgeblickt. „Wie doch die Welt schön ist!“ sagte er nun für sich. „Und der Mensch, der sie beherrscht, wie er doch groß ist, sobald es ihm gelingt, alle kleinlichen Gefühle, Rücksichten und Wünsche wie Rehrichth von sich zu fegen. — Glaubst Du nicht, Freund,“ so wandte er sich an mich, „daß trotz unserer atheistischen Zeit manchen Menschen die Gottesfurcht auf hohe Berge zieht?“

„Und daß Nebenlust ihn wieder in das Thal führt,“ war meine Antwort, denn mir kam die Besorgniß, daß wir vor eintretender Dunkelheit noch bis zum Kreuz in der Scharten zu gelangen hatten. Von dort ging es dann durch die Zirmregion leicht auch bei Sternenlicht bis zur Hütte, wo uns ein Sennermahl und eine gute Lagerstätte für die Mühsal des Tages entschädigen sollte.

„Einstweilen möchte ich nichts, als trinken,“ sagte mein Freund, „und das werde ich.“

Unter dem nördlichen Hange des Regels zwischen wuchtigen Felsblöcken lag ein schwarzer Tümpel. An einer Seite begrenzte ihn der Eiswall des Gletschers, der überschritten werden mußte, um zum Gebirgsauge zu gelangen. Der Gletscher war steil und ohne jene rauhen Striemen. Ludwig sprang rasch über das Gestein hinab auf den Gletscher und in langen Sätzen über denselben quer hin. Nach etwa zehn Klaffern vom Tümpel entfernt, glitt er aus und auf dem Rücken liegend mit den Füßen voran gleitete er nicht allzu rasch die gegenseitige Richtung nieder gegen die Moränen. Er that keinen Laut, schien bestrebt zu sein, sich mit Füßen und Ellbogen festzuklemmen, aber das Gleiten wurde rascher und am Rande des Eises angelangt, schleuderte es ihn hoch über dasselbe hinaus kopfüber in den Schrunde.

Ich muß einige Augenblicke erstarrt gewesen sein, denn ich kann mich nicht erinnern, daß ich in jenem Momente etwas dachte oder empfand. Später kam mir zu Sinn, daß ich auf dem Berge ganz allein war und horchte, ob nicht jemand nach mir rufe. Es war aber nichts zu hören. Dann rief ich laut den Namen Ludwig. Still war's, selbst die Felsen in der Tiefe versagten ihren Widerhall.

Jetzt begann ich rasch den Regal hinabzukollern. Das Eisfeld, auf welchem er in die Tiefe gefahren, mußte umgangen werden; ich that es, weiß aber nicht mehr, wie ich herabkam. Auf einmal war ich im Schrunde und vor mir lag zusammengeknickt, das Haupt in den Schutt gehohrt, mein Freund. Ich riß ihn empor, sein offenes Auge starrte in's Leere, aus seinem Munde war ein Blutquell gebrochen. Ein lebloser Klumpen in Menschengestalt, in menschlichem Gewände, ein starres Bild dessen, der vor Kurzem noch mit Dir geplaudert, gelacht hatte. . . Lange währte es, bis ich fassen konnte, was hier geschehen war.

Die blaffen Schatten, die jetzt allmählich emporstiegen aus den Thälern und Schluchten, mahnten mich an die Nähe der Nacht. Es gab kein Säumen mehr; allein den Riß und den Gletscher mit der Last zu übersteigen, um an der entgegengesetzten Seite zur Almhütte niederzugelangen, dazu fühlte ich nicht mehr die Kraft. Ich kniete nieder, hob den Todten auf meine Achsel und suchte mit ihm in ein Kar zu klettern, das aus der Tiefe emporgähnte. Wohin das auch führte, es war mir Eins, nur fort von diesem Berge! Als es steiler und steiler wurde und ich mit Händen und Füßen zugreifen mußte, band ich den Freund mit dem Seile an meinen Rücken fest, faßte den Aststock und fuhr ab. Das rauschte und rieselte im Geröll und hinter wie über mir sausten die Steine.



Nachdem ich ein paar hundert Klafter lang so niedergerauft war, stand ich vor einer Wand, an welcher ich mich nur mit Anspannung aller Kraft vor einem ähnlichen Schicksale, wie das meines Freundes war, bewahrte. Ich umging sie und gerieth in ein Felsblockgewirre, dem ich nach harter Noth entkam. Es war nun das Gezirm da und ich fand zwischen demselben eine Sandrieße, die schnurgerade in die Tiefe ging. Meine Glieder zitterten vor Anstrengung und Aufregung; ich löste den Todten von mir, legte ihn auf einen Zirnaß und zog ihn so zu Thale.

Endlich war ich eingeschlossen in einem überaus wilden Felsenkessel, in welchem zu allen Seiten die Wände im finsternen Blau des Abends gen Himmel ragten. Aus einer Tiefe drang das Rauschen von stürzendem Wasser. Ich stand auf einer kleinen Wiese, die überragt war von mehreren dünnen, fahläktigen Fichten. Und unter einer dieser Fichten auf kleiner Erhöhung war ein Hüttlein aus Baumästen gestochen und mit Baumrinden gedeckt. Das konnte ein Hirten- oder Jägerunterstand sein, als Schutz bei rasch einfallendem Unwetter.

So war ein Obdach gefunden für die Nacht. Ich trug meinen Freund unter das Dach, mit dem Zirnaß deckte ich ihn zu und setzte mich neben ihn auf einen Holzblock.

So bin ich dageessen in der schauerlichen Felseneinde zur nächtlichen Stunde, und da ist eine Traurigkeit über mich gekommen, so tief, so schwer, daß ich Gott mit gefalteten Händen bat, er möchte mich so neben meinem stillen Kameraden sterben lassen. — Endlich bin ich vor Erschöpfung hingesunken u. eingeschlafen.

Dumpe Töne, ähnlich, als ob man auf eine mit Tuch umhüllte Paulte schlug, weckten mich auf. Es war ganz finster, ich wußte nicht, wo ich mich befand und tastete mit den Händen umher, bis ich das kalte Haupt meines Freundes fühlte. Ein grünlich-weißer Blick zeigte mir meine Lage genauer. Lauter und lauter rollte der Donner eines nahenden Gewitters. So unheimlich hatte ich noch kein Unwetter nahen gehört, als dieses. Als ob alle ehernen Gewalten des Himmels mit unabwendbarem Verderben niedersanken in die Gebirgsschlucht, als ob alle Felsen schauerten vor den lodernden Blitzen, als ob die Wände stöhnten vor diesem graufigen Rollen und Grollen des Himmels. Wie hohl und dumpf, und doch durchdringend, daß der Boden bebte und daß die Holzpfähle ächzten, die mich und meinen ewig ruhenden Freund beherbergen sollten. Die Schlucht stand in zudendem Feuer, aber kein schmetternder Blitzschlag löste den Wahn des Grauens, den das unbeschreiblich schauerliche Getöse in den Lüften hervorgerufen. Propheten sagen von unerhörten Schrecken des jüngsten Gerichts; ich glaube nicht, daß ein Mensch im Stande ist, je eine größere Bangniß zu empfinden, als ich sie in jener Nacht empfunden habe. — Die Hände auf den Knien gefaltet, saß ich da. Wenn uns, so konnte ich noch denken, die stürzenden Berge nicht begraben, so wird man vielleicht die Gebeine fin-

den und es wird in der Zeitung von zwei Verunglückten die Rede sein, und die Angehörigen werden klagen und weinen, wie sie um Leben, der ihnen gestorben ist, geklagt und geweint haben, aber niemand wird ahnen die gräßliche Todesangst, diese unsägliche Pein des Herzens, gegen welche alles körperliche Leiden und Sterben eine Labniß ist. Wie selig, o Freund, bist Du, den der Engel jäh hinübergetragen hat! Vielleicht aber, daß auch Dir der Augenblick, als Du über das Eis glittest, wie eine Ewigkeit der Angst und der Schrecken erschienen ist. Vielleicht, daß Du in dem einen Momente ein langes, peinvolles Leben gelitten hast in Deiner vergehenden Seele — ganz im Vordergrund den Schmerz Deines geliebten Weibes, dem Du nicht mehr sagen konntest, daß in Deinem brechenden Herzen kein Groll war, nur treue, lautere Liebe zu ihr. . . .

Nun brachen die Wässer der Lüfte los. War es das gellende Brausen der Fluthen, oder war es, daß ich meine Bangniß gleichsam in das rasche Sterben und

in den ewigen Frieden des Freundes geborgen hatte — mir wurde leichter. Ich that den Zirnaß hinweg, ich nahm den todten Kameraden auf meinen Schooß und presste sein Haupt an meine Brust. So wollte ich das Verderben nun erwarten. Ich hörte von draußen das Rinnen des Sandes, das Klappern der herantwogenden Steine, das erdbebenartige Dröhnen der Lawinen. Ich hörte auch das dumpfe Auffallen eines riesigen Felsblockes, der hoch im Gewände losgebrochen, in mehreren Sähen herabkam. Jeder Riesenschritt, den der niederspringende Block auf dem Boden that, pochte lauter und erschütternder, bis er, eine Fichte knickend, hoch über unserm Obdache dahinjekte.

Allmählich legte sich der Aufruhr. Allmählich graute der Morgen und nun sah ich, daß es um das Hüttlein anders war, als am Abende zuvor. Es war keine Wiese mehr, es war

ein ungeheures Schuttfeld, aus welchem von den zerschmetterten Bäumen nur wenige Aeste hervorragten. Der Baum über unserm Dache war auch gebrochen und fortgeschleudert, das Hüttlein selbst stand noch, und wohl nur aus dem einen Grunde, weil es so klein und so widerstandslos gewesen. Und — was mir gar merkwürdig vorkam — die wilden Wände standen auch noch, alle standen sie, ganz wie gestern, und auf den höchsten Zinnen leuchtete der Morgensonnenschein.

Meinen Freund mußte ich nun verlassen. Ich legte ihn an die Wand der Hütte, umfriedete ihn mit Steinen, hüllte ihn mit dem Zirnaß zu und ließ ihn allein. Zum Wasser stieg ich hinab, das trübrot war, Erdreich, Wurzelgeflechte und Gestein mit sich wälzte. Diesem Wasser wanderte ich nun entlang so gut es ging. Stundenlange Schluchten ohne Weg und Steg waren zu überwinden, bis ich endlich in den waldigen Kessel kam, wo ein Jagdhaus stand. Laut weinend an die Brust sank ich dem alten Jörster, denn die Zeit, seit ich keinen



Er glitt aus, und mit den Füßen voran, schien er bestrebt, sich mit Füßen und Ellbogen festzukemmen.



lebendigen Menschen mehr gesehen, schien mir unermesslich lang gewesen zu sein.

Der Förster schickte Holzleute hinauf in das Felsenthal, und gegen Abend war es, als sie mir meinen unglücklichen Genossen brachten. Wir schliefen nun noch einmal, das sechste Mal, gemeinsam unter einem Dache. Erst am nächsten Morgen fühlte ich mich kräftig genug, um die Rückreise anzutreten und dahim die Unglücksbotschaft zu verkünden.

Zwei Tage später wurde Ludwig auf dem Kirchhofe zu Nieder-Tauring begraben. Sein Weib war dabei nicht gegenwärtig, es lag, von der Botschaft mitten ins Herz getroffen, schwer darnieder auf dem Krankenbette. Erst viele Wochen später kam die junge Witwe nach Nieder-Tauring, wo sie sich eine kleine Wohnung miethete, um dort zu leben und zu sterben. Von ihrem Fenster aus sieht sie den kleinen Kirchhof. Hinter grünen Waldbergen ragt — manchmal von grauen Nebeln umbraut, manchmal im hellen Sonnenscheine — die Spitze des Bös-Tauring empor.

### Eine „christliche“ Jüdin.

Vor nun gerade fünfundzwanzig Jahren lebte in einer großen norddeutschen Fabrik- und Handelsstadt ein jüdisches Ehepaar trotz sehr guter Vermögensverhältnisse nicht glücklich zusammen, was — nebenbei gesagt — bei den Juden selten vorkommt, denn im Allgemeinen ist ihr Eheleben ein gutes und glückliches. Der Mann betrieb neben einem von seinem Vater erbten großen Bankgeschäft auch noch eine stattliche Tuchfabrik, das Erbe und die Mitgift seiner Frau, welche ihm als elternlose Waise trotz der Abmahnungen zahlreicher Verwandten aus reiner Neigung ihre Hand gereicht hatte. Aber bald zeigte sich's, daß die Besorgnisse der Verwandten nur allzu begründet waren, denn der Herr Moriz R. . . . war ein sehr schlechter Geschäftsmann, was — wiederum nebenbei gesagt — ebenfalls selten vorkommt bei den Juden, deren geschäftliche Tüchtigkeit im Allgemeinen ja förmlich sprichwörtlich geworden ist. Aber keine Regel gibt's bekanntlich, die ohne Ausnahme wäre, und Herr R. . . . war eine solche Ausnahme von der Regel. Er kümmerte sich wenig oder gar nichts um Arbeit und Geschäft, fröhnte dem Müßiggang, welcher sich auch bei ihm als „aller Vaster Anfang“ bewährte, denn er fing bald an, fogenannten „noblen Passionen“, dem Spiel, dem Trunk und — jeglicher anderer Lieberlichkeit zu huldigen. Er ritt und fuhr spazieren, trieb sich mit einigen gleichgesinnten Freunden in den verrufensten Lokalen der ganzen Stadt umher und schwärmte nebenbei „für die Kunst“ — in Gestalt einer bildschönen Tänzerin des Theaters, die für seine Huldigungen und mehr noch für seine Geschenke nichts weniger als unempfindlich blieb. Kurz, er gestaltete sein Leben ganz nach dem der Mitglieder des berühmten Pariser Jofey-Clubs, deren Thun und Treiben er während eines mehrjährigen Aufenthalts in der französischen Hauptstadt leider nur allzu genau kennen gelernt hatte.

Selbstverständlich fühlte sich die junge Frau tief unglücklich bei diesem Leben ihres Gatten. Anfänglich hatte sie wohl verschiedene Versuche gemacht, ihn zu seiner Pflicht, zu Arbeit und Häuslichkeit zurückzuführen, als aber alle Vorstellungen nichts halfen, er vielmehr nach völliger Vergeudung seines eigenen großen Vermögens immer tiefer und tiefer sank und sogar zum Dieb an ihrem persönlichen, glücklicherweise sichergestellten, Eigenthum zu werden versuchte, da riß sie die Siebe für den leichtfertigen, pflicht- und ehrver-

geffenen Mann mit Gewalt aus ihrem Herzen und entschloß sich, dem Drängen ihrer Verwandten nachgebend, zu einer Lösung ihrer Ehe, die von Anfang an für sie nur eine Quelle von Gram und schweren Sorgen gewesen war. An rechtlichen Gründen für eine Ehescheidung fehlte es nicht. Der Rechtsanwalt der Frau R. . . . vermochte viele solche anzuführen, und da der beklagte Ehemann keinen derselben entkräften konnte, insbesondere einräumen mußte, daß er in ehebrecherischem Verhältnisse mit der bereits erwähnten Tänzerin lebe, so zögerte das Gericht nicht, der Klage Folge zu geben und die Trennung der Ehe auszusprechen.

Ohne einen Pfennig mehr sein zu nennen, sah sich der leichtfertige Verschwenker nun mit einem Male aus seinem seitherigen faulen Wohlleben herausgerissen und „dem Kampf um's Dasein“ gegenübergestellt. Da aber bewährte sich das edle Herz und der wahrhaft großmüthige Sinn seiner so schwer beleidigt gewesenen Gattin. Freiwillig überließ sie ihm einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens unter der Bedingung, daß er nach Amerika auswandere und daselbst ein neues, der Arbeit gewidmetes Leben beginne. Gern erklärte sich R. . . . hiezu bereit und schon vierzehn Tage später verschwand er aus seiner Vaterstadt und fuhr — in Begleitung seiner Geliebten über den Ozean nach dem gelobten Lande, seiner neuen Heimath.

Viele Jahre waren seither verstrichen. Frau R. . . . welche sich nicht wieder verheirathet hatte, lebte nach Verkauf ihrer Fabrik in sehr äünftigen Vermögensverhältnissen, hochgeachtet als Wohlthäterin aller Bedrängten und Rothleidenden an ihrem seitherigen Wohnsitz ruhig weiter. Nie hatte sie inzwischen, trotz wiederholter Erfundigungen, irgend etwas über den Verbleib und die Lebensschicksale ihres früheren Gatten in Erfahrung bringen können und zu ihrem schmerzlichen Bedauern mußte sie daher annehmen, daß der Unselige sich nicht aus seiner Leichtfertigkeit emporzuraffen im Stande war, daß er vielmehr erüfter Arbeit ungewohnt, aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem früheren Wege verblieben, abermals verdorben und vermuthlich gestorben sei. Dieser Gedanke machte der wackeren Frau vielen Herzenskummer, aber alle ihre Bemühungen, Gewißheit über das Schicksal des einst so innig geliebten Mannes zu erlangen, waren und blieben erfolglos.

Nun geschah es im Juni des vorigen Jahres, daß Frau R. . . . auf die Empfehlung einer Freundin hin eine junge Näherin zur Anfertigung und Ausbesserung verschiedener Garderobestücke zu sich in's Haus nahm. Das bildhübsche Mädchen war sehr geschickt und fleißig, dabei äußerst anspruchslos und bescheiden und verrieth eine für eine Näherin ungewöhnliche Bildung, denn sie sprach geläufig englisch und französisch. Dazu kam noch, daß ihre Gesichtszüge in Frau R. . . . eine unbestimmte Erinnerung an die Tage ihres Glückes und ihren einstigen Gatten wachriefen. Doch die arme Näherin konnte unmöglich, wie sie anfänglich geneigt war, anzunehmen, eine Verwandte desselben sein; sie trug einen ganz andern, ihr völlig unbekanntem Namen und war überdies — Christin, während ihr gewesener Gatte aus einer altjüdischen, äußerst glaubenstreuen Familie stammte. Darum entschlug sich Frau R. . . . aller beim Anblick des jungen Mädchens über sie gekommenen Gedanken und da Elise — so nannte sich die Näherin — gegenüber von Fragen über ihre Familienverhältnisse sehr zurückhaltend war, so war Frau R. . . . delikatsam genug, nicht mit solchen in sie zu bringen.



Da, eines Morgens, kam die Näherin, die sonst die Pünktlichkeit selbst war, nicht zur Arbeit zu Frau R. . . . und erst am Nachmittag stellte sie sich müde und erschöpft, mit rothgeweinten Augen bei ihr ein. Alles sprach dafür, daß ihr etwas höchst Unangenehmes, wenn nicht gar ein Unglück begegnet sei. Solchem gegenüber aber konnte die edle Frau, die es sich zum noch einzigen Lebensberuf gemacht hatte, Unglückliche zu trösten und Nothleidenden zu helfen, unmöglich länger schweigen. Liebreich ergriff sie des jungen Mädchens Hand und befragte sie theilnahmsvoll nach der Ursache ihres Kummers und dem Grund ihrer Thränen.

Und der warme, vom Herzen kommende Ton drang auch wieder zum Herzen. Unter einem Strom neuer Thränen berichtete die arme Näherin jetzt, daß ihr Vater, der schon seit einem Jahre bettlägerig gewesen, in verfloßener Nacht so schwer erkrankt sei, daß leider das Schlimmste schon in nächster Zeit zu erwarten stehe. „Zwar weiß ich wohl, daß der Tod für ihn nur eine Erlösung von unsäglich schweren Leiden sein wird“, sprach sie schluchzend, „aber für mich, die in ihm ihren letzten lieben Verwandten verliert, ist es hart und — ach, der Gedanke, daß ich seine Pflege tagsüber Fremden überlassen muß, denn ich, seine einzige Ernährerin, muß ja arbeiten — die Möglichkeit, daß er sterben könnte, während ich ferne von ihm bin, ach, dieser Gedanke drückt mir das Herz ab!“

Da schlang die edle Jüdin sanft ihren Arm um die Schultern des weinenden Christenmädchens und indem sie es liebreich auf die Stirne küßte, sprach sie: „Beruhigen Sie sich, liebes Kind, es soll nicht geschehen, was Sie befürchten — Ihr armer Vater

soll nicht in seinen letzten Augenblicken vergeblich nach seinem Kinde rufen. Gewähren Sie mir die Freude, Sie mit den Mitteln zu versehen, daß Sie Ihrer Kindespflicht genügen und ständig am Krankenbett ihres Vaters verbleiben können, und gestatten Sie mir außerdem, dem Kranken selbst einige Erquickungen zu bringen — führen Sie mich hin zu ihm!“

Einer mit so viel Güte ausgesprochenen Bitte konnte die arme Näherin unmöglich die Gewährung versagen. Tiefgerührt küßte sie die Hände ihrer Wohlthäterin und fuhr alsbald mit ihr, welche rasch Erquickungen aller Art, Wein und Lebensmittel in einem Korb verpackt hatte, in einer herbeigeholten Droschke nach der Vorstadt, zu der Wohnung Ihres Vaters. Mühsam folgte Frau R. . . . ihrer rüstig voranschreitenden Führerin über fünf aufwärts führende Treppen und trat endlich durch die von der Tochter geöffnete Thüre in ein kleines, niedriges, von schlechter Luft erfülltes Zimmerchen, wo auf dürftigem Lager der Kranke lag. Wie aber erschrad die barmherzige Sa-

mitererin, als sie in diesem auf den ersten Blick den Mann erkannte, der einst ihr ganzes Herz besessen und es gleichwohl mit Füßen getreten hatte — ihren einstigen Gatten!

Der Kranke, obwohl bei vollem Bewußtsein, erkannte sie nicht. Es ward darum seiner geschiedenen Gattin, deren Name nicht genannt worden war, nicht schwer, als „Mitglied des Frauenvereins“ an seinem Lager Platz zu nehmen und ihm Erquickung, Zuspruch und Trost zu spenden. Er war herzlich dankbar dafür, schien sich jedoch bezüglich seines Zustandes keiner Täuschung hinzugeben. Er erkannte offenbar die Hoffnungslosigkeit desselben ganz genau und hegte auch allem Anschein nach nicht den Wunsch, seinem traurigen Leben länger erhalten zu werden. Gleichwohl war deutlich zu erkennen, daß ihm das Scheiden von dieser Welt schwer ward — seiner Tochter wegen, bei deren Anblick er jeweils schmerzlich aufseufzte. Da benützte die wachere Frau einen Augenblick des Alleinseins mit ihm, um auch diese seine einzige und letzte Sorge von ihm zu nehmen durch die Versicherung, daß sie und einige israelitische Freundinnen sich seiner verlassenen Trichter annehmen würden. Um dies aber mit Erfolg thun zu können, müsse sie seine und Elisens Lebensverhältnisse genau kennen, er möge sich deshalb entschließen, ihr dieselben mitzutheilen.

Der Kranke bedeckte die Augen mit der Hand und schien nachzusinnen. Die Erzählung seiner Schicksale schien ihm äußerst schwer zu werden. Endlich aber schien er zum Entschluß gekommen zu sein. Er zog die Hand von seinen Augen weg und sprach: Sie sind gut — Sie sind wahrhaft edel, Sie sollen das

Bekenntniß eines Sterbenden vernehmen, der viel — ach sehr viel zu bereuen hat. Mögen Sie vor Allem wissen, daß ich in hiesiger Stadt geboren und erzogen wurde, daß ich — Jude war und in glänzenden Verhältnissen an der Seite einer liebenswürdigen Gattin hier lebte, bis ich durch meinen frevelhaften Leichtsinns mein gesamtes großes Vermögen und die Liebe meiner Frau verlor, die sich von dem ehr- und pflichtvergessenen Gatten scheiden ließ. Mein jetziger Name ist nur ein angenommener, mein richtiger ist Moriz R. . . .!“

Der Kranke seufzte tief auf und machte eine Pause, welche seine schmerzlichst bewegte einstige Gattin nicht zu unterbrechen wagte. Alles was sie in jenen schweren Tagen gelitten und erduldet, trat wieder vor ihre Seele, aber sie schwieg — noch war ja der Augenblick, dem Neuen zu sagen, wer sie sei, nicht gekommen. Aber ihre Thränen flossen, zum Glück un beobachtet von R. . . ., der die Augen wiederum mit der Hand bedeckend zu sehr in seine eigenen schmerzlichen Gedanken versenkt war, als daß er die Schmer-



Erst am Nachmittag stellte sich die Näherin mit rothgeweinten Augen ein.



zenszeugen „der Fremden“ hätte bemerken können. Nach kurzem peinlichen Schweigen begann der Kranke auf's Neue: „die Großmuth meiner gewesenen, schwerbeleidigten Gattin hatte mir ein Kapital von 20,000 Thalern erlassen; mit diesem und — meiner Geliebten, einer Tänzerin des hiesigen Theaters, zog ich nach Amerika. Dort, in Neworleans, wurde sie meine zweite Frau, nachdem ich den Glauben meiner Väter abgeschworen und den ihrigen angenommen hatte — sie wollte nicht die Gattin eines Juden sein. — Nun lag das Leben mit seinem niegekannten Ernst vor mir. Ich wollte arbeiten, aber meinem Nähen fehlte der Segen des Himmels; was ich unternahm, mißlang mir und nach Verlauf weniger Jahre stand ich abermals dem fürchterlichen Nichts gegenüber. Dazu, um das Maß des über mich gekommenen Unglücks voll zu machen, kam noch, daß gerade damals meine Frau und meine beiden ältesten Kinder dem in unserer Stadt wüthenden gelben Fieber zum Opfer fielen. Nur meine jüngste Tochter und ich selbst blieben wunderbarer Weise von der Seuche verschont Für sie nun, die allein von allen meinen Lieben mir verblieben war, machte ich neue Anstrengungen. Ich arbeitete von früh bis spät am Hafen — als Knecht, schleppte Säcke und Waarenballen in die Schiffe und erwarb mir so im Schweiße meines Angesichts während zehn langer Jahre mein und Elises Lebensunterhalt, ja noch weit mehr als diesen, denn mein Verdienst gestattete mir, meiner Tochter eine bessere Erziehung zu geben und außerdem Ersparnisse zu machen, die ich einem der ersten, als durchaus sol'd gerühmten Bankhause anvertraute. Aber auch jetzt noch verfolgte mich das Unglück. Das Bankhaus fallirte und — abermals war ich ein Bettler!

Da war meine Kraft gebrochen, ein wahrer Haß erfaßte mich gegen das Land, wo ich so viel verloren hatte, und zugleich erwachte in mir die Sehnsucht nach meiner alten Heimath und — nach ihr, die ich einst mein genannt hatte, nach meiner ersten Gattin. Noch einmal vor meinem Scheiden aus dieser Welt — denn ich ahnte und fühlte es, daß meine Tage gezählt seien — wollte ich sie sehen und ihre Verzeihung anflehen. Ich machte den Rest meiner Habe zu Geld und kam mit meiner Tochter vor einem halben Jahre hier an, krank und elend — ohne meinen Herzenswunsch erfüllen zu können. Stets hoffte ich auf meine Genesung, um sie aufsuchen zu können — Gott hat es anders beschlossen, ich werde sie nicht mehr sehen!

Jetzt konnte die edle Frau an seinem Lager nicht länger an sich halten. Auf's Tiefste gerührt, ergriff sie seine beiden Hände und rief mit von Thränen erstickter Stimme: „Gott gewährt dir deinen letzten Wunsch, Moriz! Die du zu sehen wünschtest, ist bei dir — ich bin dein einstiges Weib, deine Judith!“

Da riß der Kranke die Augen weit auf und starrte

ihr wie verzückt in's Antlitz. „Du — du bist's?“ rief er. „Ja, ich erkenne dich“, fuhr er glücklich fort, „dies ist das Antlitz meiner Judith — dies sind ihre Züge!“

„O Judith, Judith, — verzeihst du mir?“  
 „Alles, Moriz — Alles, um deiner Reue willen!“  
 „O Dank, tausend Dank, du edles Herz!“ flüsterte er, indem er ihre Hände an seine Lippen brachte und sie wieder und wieder küßte. „O nun sterbe ich gern und leicht, wenn nur —“

Frau K. . . . verstand ihn. „Deine Tochter“ — sprach sie — „wird meine Tochter sein, Moriz — ich verspreche es dir. Als mein Kind werde ich sie in meinem Hause halten und wenn Gott mich abrufft von dieser Welt, soll sie die Erbin aller meiner Habe sein!“

Der Kranke vermochte keine Antwort zu geben; nur leises Schluchzen kam von seinen Lippen. Auch seine einstige Gattin war tief gerührt. Mit rinnenden Thränen, seine Hand in der ihrigen haltend, saß sie wortlos an seinem Lager und blickte ihm in's Antlitz, in welchem bereits die ersten Anzeichen des beginnenden



Moriz, die du zu sehen wünschtest bin ich — ich bin dein einstiges Weib.

Todeskampfes zu erkennen waren. So trat sie die in die Stube tretende Elise, welche voll Erstaunen über den ihrem Auge sich darbietenden Anblick an der Thüre stehen blieb. Doch die gütige Frau winkte sie zu sich heran. „Elise“, sprach sie leise, „dein Vater war einst mein Gatte — der Name, den ich trage, ist der seinige. Angesichts des nahenden Todes haben wir, die geselich geschieden wurden, uns veröhnt und ich gelobte ihm, dir Mutter zu sein: willst du mich annehmen als solche?“

So leise es auch gesprochen war, der Sterbende hatte die Worte vernommen und öffnete die bereits brechenden Augen. „Mein Kind“, sprach er mit letzter Anstrengung, „sei ihr eine liebevolle Tochter — mache wieder gut, was dein Vater — an ihr

verschuldete!“

Da sank Elise auf ihre Kniee nieder vor der edelherzigen Frau und sprach schluchzend: „Geliebte Mutter!“

Frau K. . . . aber hob sie liebevoll auf mit den Worten: „Komm' an mein Herz, mein Kind, — dies ist dein Platz!“

Ein seliges Lächeln glitt über die Züge des Sterbenden. Seine Lippen bewegten sich mühsam, kaum verständlich sprach er: „Dank — Judith — Elise — lebt wohl!“

Seine Brust hob sich zu einem letzten Athemzuge, dann sank sein Körper in sich zusammen — er war todt. —

Frau K. . . . hielt das ihrem geschiedenen Gatten gegebene Versprechen im vollsten Umfange. Unmittelbar nach der Beerdigung des Verstorbenen, welche mit aller Feierlichkeit im Ritus der christlichen Religion auf ihre Kosten stattfand, nahm sie die Tochter ihrer einstigen Nebenbuhlerin zu sich in ihr Haus, in welchem

sie sei  
Tode  
Adop  
Frau  
ihr e  
Mutt

„Zu  
die r  
That  
menf

man  
gen:  
tung  
Jüdi  
Chri  
tennt  
ei n  
hand  
Gute  
ist e  
erfor  
verl  
nich  
fähig  
ein  
diese  
din'  
lend  
desch  
tiefst  
de  
dich  
Tha  
er  
viel  
gege  
wiel  
gent  
Her  
des'  
schö  
sein

Dr  
im  
ser  
Ka  
die  
ko  
An  
der  
sel  
He  
W  
ha  
B  
D  
hä



rief  
„dies  
ge!“  
len!“  
sterte  
und  
gern  
e“ —  
ich  
sie in  
t von  
sein!“  
eben;  
Auch  
enden  
h sie  
ntlich,  
enden  
die in  
Elise,  
über  
dar-  
n der  
Doch  
winkte  
Elise“,  
n Va-  
Gatte  
trage,  
esichts  
haben  
eschie-  
schönt  
dir  
Ist du  
liche?“  
ich ge-  
Ster-  
te ver-  
te die  
Lugen.  
ach er  
ngung,  
Doch-  
er gut,  
an ihr  
edel-  
eliebt  
it den  
— dies  
Ster-  
kaum  
Elise —  
anzuge,  
r war  
Batten  
mittel-  
che mit  
eligion  
r ihrer  
welchem

sie seither — es ist erst ein Jahr seit ihres Vaters Tode verstrichen — als ihre gefeßlich angenommene Adoptivtochter lebt. Sie hat's gut bei der braven Frau, denn diese liebt die Angenommene, als ob sie ihr eigenes leibliches Kind wäre. Sie ist ihr die beste Mutter, die es geben kann.

Und nun fragt der Kalendermann zum Schluß: „Ist dies nicht eine wahrhaft christliche Liebe, welche die wackere Jüdin in ihrem Herzen hegt? Ist ihre That nicht eine der edelsten und schönsten, deren das menschliche Herz überhaupt fähig ist?“

Der Kalendermann kann nur sa-  
gen: „Alle Hochach-  
tung vor einer solchen  
Jüdin! Von hundert  
Christinnen, die er  
kennt, hätte wohl kaum  
eine so wie sie ge-  
handelt. Böses mit  
Gutem zu vergelten,  
ist eben schwer. Es  
erfordert viel Selbst-  
verläugnung, deren  
nicht jeder Mensch  
fähig ist. Es gehört  
ein Herz dazu, wie es  
diese christliche Jü-  
din hat, u. der Kal-  
endermann ruft ihr  
deshalb aus eigenem  
tiefsten Herzensgrun-  
de zu: Gott segne  
dich für deine edle  
That, du gute Seele,  
er lasse dich für die  
viele Liebe, die du  
gezeigt und gespendet,  
wieder reichliche Ge-  
genliebe finden in dem  
Herzen ‚deines Kin-  
des‘. Dies wird deine  
schönste Belohnung  
sein!“

### Die falsche Ladung.

Im Sturm- u.  
Drangjahr 1848,  
im Jahre der Waf-  
fermann'schen Ge-  
stalten und der  
Kagenmusiken, als  
die Tricolorriesen-  
fokarden an den

Angströhren prangten, entstanden allüberall im deutschen Vaterlande die Bürgerwehren. Dieselben fanden ihren Ursprung durchaus nicht in kleinlichen Soldatenspielen, wie heutzutage wohl Mancher von oben herunter urteilt, sondern sie hatten meistens einen recht löblichen Zweck — das Bürgertum wollte selbst Ordnung schaffen, da Denjenigen, die eigentlich dazu berufen waren, häufig die Kraft dazu fehlte.

In diese Bürgerwehr mußte Jeder eintreten, der nur halbwegs diensttauglich war, und so fanden sich darin gar manche fragwürdige Kriegergestalten vereinigt.

In einer der größeren Städte unseres Landes kam auf diese Weise auch ein fragwürdiger älterer Gymnasiallehrer unter die Fahnen und, wie oft die älteren Herren gerade die eifrigsten, so war auch dieser Herr Professor Feuer u. Flamme.

Nur eines be-  
dauerte der gelehrte  
Kriegsmann, daß  
er während der  
Übungen in Reih'  
und Glied nicht  
rauchen durfte, —  
denn sonst hatte er  
den ganzen Tag,  
die Schulstunden  
ausgenommen, die  
glimmende Porzel-  
lanpfeife oder eine  
billige Palatina im  
Munde.

Da kam der  
Schlußakt der wo-  
chenlang andauern-  
den Exerzierübun-  
gen — es sollte mit  
Platzpatronen  
Salvenfeuer geübt  
werden. Mit klingen-  
dem Spiel zog  
die wackere Bür-  
gerwehrschaar hin-  
aus auf den Sotti-  
senacker, — vulgo  
Exerzierplatz. Vom  
Thor bis auf das  
Marsfeld war noch  
eine gute Strecke;  
das dachte der Herr  
Professor benützen  
zu können, u. kaum

war das Thor passiert u. Feldschritt angenommen, so zog der gelehrte Mann eine duftige „Rauchbusie“ aus der Brusttasche und fing fröhlich an zu passen.

Allein jedes Vergnügen auf Erden hat ein Ende, so auch hier. — Als der Exerzierplatz erreicht war, wurden die Reihen geschlossen und wieder Schritt genommen. Jetzt wäre Rauchen ein strafwürdiges Verbrechen gewesen, — also



Hebels Denkmal im Schloßgarten in Karlsruhe.



weg mit der Zigarre. Doch wohin mit der glimmenden, die er doch für künftigen Gebrauch aufbewahren wollte. Da kam dem Professor ein genialer Gedanke.

Ja, ja, so geht es — man muß sich nur zu helfen wissen. Pfliffig lächelnd nahm er seinen Cuhfuß von der Schulter und ließ die brennende Canaillero sachte in den Lauf gleiten. Da mag sie verglimmen, bis sie zu neuem Brandopfer beim Nachhaufemarsch hervorgeholt wird.

Die Kompagnien marschierten auf und wurden sodann zum Salvenfeuer auseinander gezogen. Bei jeder Abteilung befand sich ein Unteroffizier der Linie als Instruktor. Jede Kompagnie gab der Reihe nach ihr Feuer ab.

Dem Herrn Professor war es allerdings nicht ganz wohl bei der Sache, aber er ließ sich nichts anmerken und machte ein grimmiges Gesicht, als wolle er den Teufel selbst mit Haut und Haaren auffressen. Der Hauptmann ließ schultern, laden und trat dann zurück.

„Fertig!“

„An!“

„Feuer!“

Die Salve kracht:

So grüßen sie!

Sechsmal war schon gefeuert worden, der Professor, welcher auf dem rechten Flügel des 2. Gliedes stand, hatte fleißig mit chargiert, als der Instruktionsunteroffizier, welcher nicht weit von ihm stand, auf einmal auf ihn aufmerksam wurde.

„Halten Sie einmal, Herr Professor, was Teibel ist denn da los?“

Er hatte nämlich bemerkt, daß der gute Professor den Ladestock nicht mehr hinunter brachte. Der Professor trat aus.

„Ich weiß nicht, Herr Korporal, es muß in meinem Gewehr etwas nicht ganz in Ordnung sein — der Ladestock sperrt sich.“

Der Unteroffizier untersuchte selbst. — Richtig, der Ladestock ging kaum zur Hälfte hinein.

„Was Teibel — wie oft haben Sie denn gefeuert?“

„Sechsmal, genau sechs Mal. Es hat jedesmal ganz fürchterlich geknallt.“

„Das wollen wir gleich sehen. Geben Sie mal den Kräger her!“

Der Unteroffizier zog aus:

Eins, — zwei — drei — vier — fünf — sechs Patronen!

„Gott Strambach — da ist ja kein Schuß losgegangen. Haben Sie das nicht gemerkt?“

„Nein, nein, es hat jedesmal geknallt.“

„Das war das Käpsele. Aber halt, Sie

haben nur sechs Mal gefeuert und da steckt ja noch eine Patrone d'rin.“

Der Unteroffizier zog wieder. Der Kräger wollte erst nicht recht packen. Dann kam das Ding heraus — die Unglücksnudel, — die Zigarre des Professors.“

„Alle Schoßschwerenot“, schrie der Korporal, „was ist denn das, beim Teibel?“

„Herr Jesses, meine Palatina“, seufzte der Professor, ich hatte mich so darauf gefreut!“

### Mangel an feinem Geschmack.

Im letzten Kriege suchte ein Bataillon Deckung gegen das feindliche Granatfeuer in einer Riesgrube. Das ging — so lange es ging. — Als aber die feindlichen Kanoniere endlich den richtigen Zielpunkt gefunden, flogen die unheimlichen Bögel auch in diesen Unterflupf. Da fuhr so ein Racker von einer Granate in einen Rieshaufen, platzte dort und schleuderte die Sprengstücke, untermischt mit Kieselsteinen rings umher, wodurch eine nicht geringe Anzahl Leute verletzt wurden. Unter den Blessierten war nun einer, welchem ein derartiger Körper in die eine Backe herein uad zur anderen wieder hinausfuhr, und dabei dem armen Teufel seine besten Backenzähne mitnahm.

Als der so übel traktierte Mann nach ziemlich vollendeter Heilung vom Lazaret wieder bei seinem Bataillon eintraf, fragte ihn der Regimentsarzt, der ihm bei seiner Verwundung den ersten Verband angelegt:

„Sagen Sie einmal, war denn das eigentlich ein Granatsplitter oder ein aufgeschleudertes Kieselstein, durch den Sie verletzt wurden?“

„Zu Befehl, Herr Regimentsarzt,“ antwortete der wackere Soldat, „da bin ich überfragt. Ich hab's nit g'schmeckt, was es war, denn einmal ist es wütig schnell durchg'fahre, und dann hab' ich g'nug an meine Zähn' zu schmecke g'habt bei der G'schicht!“

— Im Fürstenthum X. giebt es einen sehr armen Ort. Der jeweils dort stationierte Gendarm ist zugleich Schultheiß. Dorthin ist vor Jahren auf einer Fußwanderung ein Fremder gekommen. Aus dem ärmlichen Rathause sah er eine Anzahl dürftig gekleideter Männer kommen und fragte einen Einheimischen, was das für Leute wären?

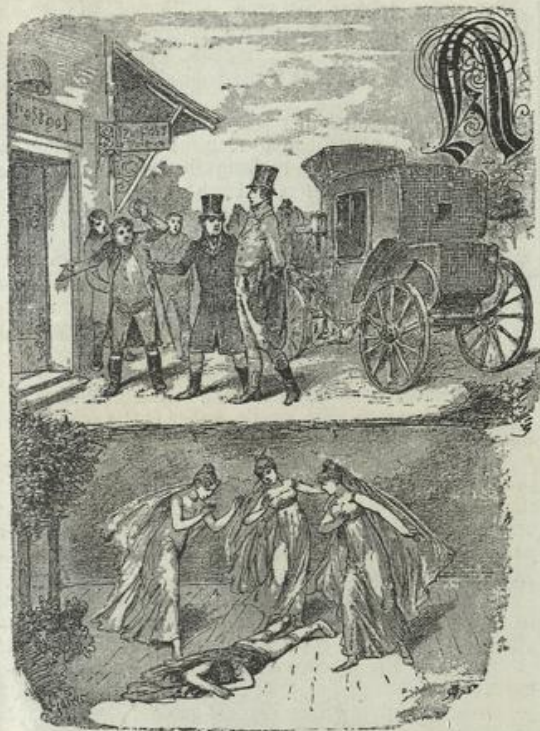
Der Einheimische: das sind unsere Gemeinderäte. Der Fremde fragte, zu was braucht Euer kleiner Ort eine solche Zahl Gemeindeväter. Was schaffen denn die zusammen?

Einheimischer: Die Hälfte davon geht gewöhnlich betteln, die andere Hälfte ratet zu Hause, was diese heimbringen werden.



## Ein erster theatralischer Versuch.

Skizze aus dem Leben eines berühmten Sängers M. Barad.



Am Fronleichnamstag des Jahres 1820 rollte ein von Feldsberg kommender Extrapostwagen mit zwei, allem Anschein nach sehr vornehmen Reisenden die Straße des österreichischen Dorfes Wilfersdorf herab und hielt zum Erstaunen der wenigen nicht in der Kirche befindlichen Dorfbewohner vor dem Gasthause „Zur Post“.

„Das war wieder einmal eine vergebliche Jagd auf ein Tenor singendes Menschenkind, Bester“, sprach der eine der Reisenden während des Aufsteigens zu seinem Begleiter. „Der Mensch, um deßwillen wir Seiner Majestät Post anstrebten, trägt ja wie ein Hahn! Ich kann nicht begreifen, wie Schreyvogel\*) wegen einer solchen Stimme so viel Aufsehens machen konnte: Es ist schad, daß der Mann nicht ebenfalls Schreyvogel heißt — er würde diesem Namen alle Ehre machen. Ein Hahn ist er, — ein veritabler Hahn!“

Der dies in halb scherzhaftem, halb ärgerlichem Tone gesprochen, war schon ein bejahrter Herr von stattlichem Aussehen, der unter der Last seiner Jahre nicht sonderlich zu leiden schien und keinesfalls des Lebens „Müh“ und „Sorge“ zu tragen gehabt hatte, denn frei und leicht trug er den schönen Kopf mit den feinen und interessanten Zügen, frei und leicht war auch seine Haltung, die auf den ersten Blick den Hofmann und Aristokraten verrieth. Der Mann war Graf Palfy von Erdöb, Seiner kaiserlich-königlichen Majestät Intendant und Leiter des Burgtheaters und des Theaters an der Wien. Der andere Herr aber, welcher nach ihm den Wagen verließ, ein kleines aber noch sehr bewegliches Männchen von

wohl siebenzig Jahren, mit einem Paar dunkler, stechender Augen im Kopfe, war der berühmte kaiserliche Hof-Kapellmeister und Kammerkomponist Salieri, einft der berühmteste Rivale und Gegner Mozarts.

„Ja, ja, Excellenz,“ erwiderte der Kapellmeister, als er an der Seite des Grafen nach der „Herrentube“ schritt, deren Thüre der Posthalter den seltenen, vornehmen Gästen mit einem tiefen Bückling geöffnet hatte, „Sie haben Recht, ganz recht, Herr Graf! Es lohnte sich wahrlich nicht der Mühe, den weiten Weg zu machen um diesen Schreier zu hören. O, es ist schrecklich, die Tenore sterben aus — nur Bässe gedeihen noch in dieser entsetzlichen Zeit des Biertrinkens! Und doch“ — fügte er mit einem verzweiflungsvollen Blicke bei — „muß ich einen Tenor haben einen guten, ächten Tenor, um meine Semiramide, das demnächst vollendete, ohne Zweifel bedeutendste meiner Werke, aufführen zu können. Ich muß ihn haben — ich muß, ich muß — und müßte ich ihn aus der Erde stampfen!“

Graf Palfy lächelte über diesen Ausbruch der Verzweiflung des besorgten Komponisten. „Stampfen Sie, lieber Salieri, stampfen Sie zu,“ sprach er, „aber erst — wollen wir frühstücken!“

Mit diesen Worten nahm er Platz an dem gedeckten Tische, auf welchem der Wirt soeben, dem Verlangen des Grafen entsprechend, Schinken, gesottene Eier und eine Flasche gestellt hatte, die etwas Besseres als das von dem Italiener allem Anscheine nach nicht sehr geschätzte Bier, nämlich einen trefflichen „Klosterneuburger“ Donau-Wein enthielt. Salieri konnte auch dem Anblick des außerordentlich zart aussehenden, rosafarbenen Schinkens — seines Lieblingsgerichtes — nicht widerstehen und der köstliche Wein, den er ebenfalls

Sebel's Rheinl. Hausfreund.

sehr liebte, taugte ja zudem trefflich zum Sorgenbrechen. Deßhalb ließ er sich nicht zweimal einladen, sondern nahm alsbald dem Grafen gegenüber Platz, der ihm auf die lebenswürdigste Weise das schönste und größte Stück Schinken vorlegte und desgleichen mit der vollendetsten Höflichkeit das Glas füllte.

„Ah!“ machte der Kapellmeister vergnügt am Rande des Glases schlürfend und nach Art ächter Weintrinker das edle Getränk auf der Zunge prüfend, „ein köstliches Weinchen, — ah — ah!“

Aber so köstlich es dem lüfternen Italiener auch munden mochte, er trank nur ein einziges Schlückchen, denn — „ein neuer Ton zog mit Gewalt das Glas ihm von dem Munde“ — plötzlich nämlich vernahm er mehr und mehr sich nähernden Gesang, denn die an diesem Tage auch in allen gutkatholischen Orten Oesterreichs übliche Prozession hatte die Kirche verlassen, um ihren Umzug durch die Straßen des Dorfes anzutreten. Salieri setzte das Glas wieder auf den Tisch und spitzte die Ohren, — er war, wenn er musikalische Klänge vernahm, nur Kapellmeister. Einen Augenblick später eilte er mit dem Rufe „Ah — Musit!“ an's Fenster, das er hastig öffnete, um den Gesang deutlicher vernehmen zu können.

Graf Palfy sah ihm lächelnd nach; er war zwar gleichfalls eine musikalische Natur, aber er liebte die Musik nur in glänzenden Räumen, nicht auf der Straße und besonders nicht die aus den Kehlen von — Dorfbewohnern stammenden Klänge. Er blieb deßhalb ruhig sitzen und war Weltmann genug, um ruhig weiter zu essen.

\*) Joseph Schreyvogel, Dichter und berühmter Dramaturg, war seit 1814 Hoftheater-Sekretär in Wien und erwarb sich große Verdienste um die Hebung des Burgtheaters. Er starb 1832.



Mittlerweile kam der Zug das Dorf herab. Er wurde eröffnet durch eine Anzahl weißgekleideter kleiner Mädchen, die den Weg mit Blumen bestreuten, den unmittelbar hinter ihnen der Priester mit dem Venerabile zu geben hatte. Dann folgte der „Kirchen-Gesangverein“, der damals schon fast in seinem größeren Dorfe des gesangreichen Oesterreich fehlte; voraus schritt, eine Notenrolle als Taktstock schwingend und den Gesang des ihm unterstellten gemischten Chors dirigierend, der Dorfschulmeister. Der Gute fühlte sich sehr in seiner Würde und schien von den Leistungen seiner Sänger und Sängerinnen nicht nur befriedigt, sondern sogar entzückt.

Anderes aber erging es Salieri. Sein scharfes Ohr schien durch verschiedene grelle Mischöne beleidigt zu werden, denn es zuckte bisweilen wie Schmerzgefühl über sein Gesicht. Mit einem Mal aber änderte sich der Ausdruck des letzteren; die kleinen Augen weit aufgerissen, den Oberkörper vorgebeugt, stand er lauschend am Fenster — ganz Ohr. In diesem Chaos von „Bierbässen“ schien er einen Klang zu vernehmen, der seine ganze ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Salieri — Salieri!“ flüsterte jetzt Graf Palfy, der beim Näherkommen des Zuges sein Frühstück unterbrechend, gleichfalls an das Fenster getreten war, doch mehr in der Absicht, zu sehen als zu hören. „Salieri — hören Sie nicht? — Was haben Sie denn? Singen diese Bauern vielleicht gar eine Ihrer Kompositionen?“ fragte er ironisch lächelnd den eiteln Italiener.

„Stille — stille!“ stieß Salieri hervor, indem er zugleich ein abwehrendes Zeichen mit der Hand machte. „Hören Sie nicht? — Wunderschön — prachtvoll!“

Graf Palfy warf einen erstaunten Blick auf seinen Reisegefährten. „Wunderschön?“ fragte er mit zweifelndem Tone. „Was denn? — dieser Bauerngesang?“

Aber Salieri gab keine Antwort, er schien eifrig unter den Reihen der Singenden jemand zu suchen und — plötzlich schoß er aus der Stube hinaus auf die Straße.

Sich Bahn durch die Umherstehenden brechend, trat der Kapellmeister mitten unter die Sänger, neben einen jungen Mann, der auf der „Tenorseite“ als einziger Repräsentant dieser Stimmgattung einerschritt. Er staunt, vielleicht in der Meinung, der alte, vornehme Herr wolle mitsingen, reichte dieser dem Angekommenen sein Notenblatt hin, aber Salieri wies es dankend zurück und sprach kurz: „Singen Sie — singen Sie!“

Jetzt errieth der junge Mann den Grund, der den alten Herrn an seine Seite geführt hatte, und geschmeichelt legte er sich nicht schlecht ins Zeug und sang, daß seine Stimme alle übrigen Sänger übertönte, obwohl auch diese, um vor dem fremden Musikfreunde zu glänzen, ihr Bestes thaten und förmlich brüllten. Doch Salieri hörte nur den Einen, den er hören wollte. Mit strahlendem Antlitz und vor Entzücken glänzenden Augen lief er neben dem Sänger her und mehr als einmal sprach er leise vor sich hin: „Herzlich — wunderbar! Per l'amore di Dio!“ — das ist mein Mann!“

Keinen Schritt mehr wich er von der Seite des jungen Tenoristen, bis der Gesang endlich verstummte und man zur Kirche zurückkehrte. Da faßte der entzückte Meister des Sängers Arm und sprach in enthusiastischem Tone zu ihm: „Sie haben eine wunderbare Stimme — Sie müssen zum Theater gehen!“

Der junge Mann blickte verwundert bei diesem Vorschlage in des fremden Herrn begeistertes Antlitz;

\*) „Bei der Liebe Gottes“ eine im Italienschen häufig gebräuchte Bekräftigungsformel

dann schüttelte er lächelnd den Kopf und sprach: „Nein, nein, lieber Herr — mir ist's lang gut hier im Dorfe!“ „Warum nicht gar,“ entgegnete der Italiener eifrig, „Mit einer solchen Stimme — solcher Klangfarbe! Hören Sie, junger Mann, ich verstehe dies besser zu beurteilen, was Sie thun müssen, um Ihr Glück zu machen — ich bin der kaiserliche Hof-Kapellmeister Salieri!“

Mit ehrfurchtsvoller Bewunderung entblöhte bei Nennung dieses berühmten Namens der junge Mann sein Haupt und sich tief verbeugend stammelte er etwas von „hoher“ Ehre und „seltenem“ Glück, solchen berühmten Komponisten zu sehen.

„Schon gut!“ unterbrach ihn Salieri kurz. „Folgen Sie mir in die „Post“ — ich muß Sie nochmals hören und dem Grafen Palfy, dem Herrn Hoftheater-Intendanten vorstellen. Wie heißen Sie?“

„Anton Haizinger“, entgegnete der junge Mann in etwas verlegenem Tone.

„Und Sie sind?“ fragte Salieri weiter. „Unterlehrer im hiesigen Dorf, meinem Geburtsort.“ „So kommen Sie, mein lieber Herr Haizinger, kommen Sie!“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er des jungen Lehrers Arm unter den feinigsten und führte ihn, der sich in heiliger Scheu vor dem berühmten Namen, den der Fremde trug, nicht zu sträuben wagte, nach dem Gasthose, wo Palfy ungeduldig wartend im Zimmer auf- und niederging.

„Aber um's Himmelswillen, wo bleiben Sie denn so lange Salieri,“ rief er dem Eintretenden entgegen. „Es ist ja schon seit einer halben Stunde eingespant!“

„Lassen Sie wieder ausspannen, Excellenz!“ erwiderte Salieri eifrig. „Hier bringe ich, was wir suchten — einen Tenor, wie Sie ihn nie gehört: Herr Anton — wie heißen Sie doch mein Vetter?“

„Haizinger!“ sprach der Vorgestellte sich etwas linksich verbeugend.

Graf Palfy warf einen raschen prüfenden Blick auf den jungen Mann, dessen Neukeres ihm einen nichts weniger als günstigen Eindruck machte. Er hatte einen etwas stumpfen Kopf mit struppigem, schwarzem Haare und seine Gesichtszüge, obwohl intelligent, waren ziemlich unschön. Seine Figur war kurz und gedrungen und ein Paar sehr nach auswärts gekrümmter Beine schienen den Grafen mit ganz besonderen Bedenkllichkeiten zu erfüllen, ob der entdeckte Tenorist auch auf der Bühne produzierbar sein werde.

„Ich bitte Sie, lieber Salieri,“ begann er deshalb in italienischer Sprache, die — wie er annehmen durfte — dem jungen Manne verständlich war, „bedenken Sie doch — diese krummen Beine!“

„Er singt ja nicht mit den Beinen, Herr Graf,“ war die rasche, in derselben Sprache gegebene Antwort. „Hören Sie ihn erst!“

Und rasch schritt der Kapellmeister zu einem in einer Ecke der Stube stehenden alten Spinett\*) und bat, dasselbe öffnend, seinen Tenoristen, etwas zu singen.

Haizinger hatte glücklicherweise wirklich nicht verstanden, was in der ihm fremden Sprache über ihn gesagt worden war; aus dem Tone aber, wie der Graf gesprochen, schloß er, daß dieser einen Zweifel über seine Fähigkeit zu singen geäußert habe. Dies half ihm über seine Verlegenheit hinweg, denn — der Herr Graf sollte bald anders von ihm denken. Sich artig vor dem bereits am Spinett sitzenden Kapellmeister verbeugend, erklärte er sich bereit, seinem Wunsche nach-

\*) Das vor Erfindung des Pianoforte gebräuchliche Klavier auch Monochord genannt.



zukommen, und nannte ihm den Namen und Titel einer von Salieri selbst komponierten Kirchenarie, die er ihn zu begleiten bat.

Der Komponist sann einen Augenblick nach, dann begann er das Präludium der Arie, aber — andert-halb Töne höher, als sie geschrieben stand. Haizinger, der selbst das Instrument zu spielen gelernt hatte, bemerkte dies und einen Irrthum vermuthend, machte er Salieri höflich darauf aufmerksam, daß die Arie aus A-moll nicht aus C-moll geschrieben sei.

„Ich weiß — ich weiß es!“ war Salieris lächelnd gegebene Antwort. „Ich schrieb sie für einen Tenoristen, der keine bedeutende Höhe hatte, Sie aber müssen sie aus dieser Tonart singen!“

Und nochmals begann er sein Präludium, Haizinger aber fiel auf ein Zeichen Salieris — anfangs zwar etwas unsicher und schüchtern mit dem Gesange ein. Bald aber schwand seine Befangenheit, besonders da er während des Singens bemerkte, daß die C-moll-Tonart seiner Stimmlage wirklich viel besser entsprach,

als die seither gewohnte. Rein und voll erklangen seine Töne und als er am Schlusse der Arie sogar ein leicht ansprechendes hohes C anschlug, da warf Salieri einen triumphirenden Blick zu dem Grafen hinüber, der staunend und kein Auge von dem Sänger verwendend diesen wunderbar schöngefärbten Tönen lauschte. „Bravo — Bravissimo!“ applaudirten Beide jezt, als ob sie in einem Konzertsale, nicht aber in einer Wirthsstube sich befänden. Dann aber ging Graf Pallfy auf den Sänger zu, faßte ihn lebhaft bei der Hand und rief:

„Eine herrliche Stimme! — Herr Haizinger, von diesem Augenblicke an betrachte ich Sie als den unsrigen! Sie müssen auf die Bühne, zum Theater gehen — ich engagire Sie auf der Stelle! Ich bin der Intendant der kaiserlichen Theater!“

Der junge Lehrer stand überrascht. Er hatte zwar mit seinem Gesange schon häufig Beifall gefunden, solche Lobeserhebungen aber und noch dazu aus so kompetentem Munde waren ihm noch nie zu Theil geworden. Jezt mußte er wohl, trotz seiner Bescheidenheit, glauben, daß seine Stimme bedeutender sei, als er selbst bei sich gedacht hatte. Er stand überlegend und — er mußte sich's gestehen — es klang sehr verführerisch, was Salieri und nun auch der Herr Graf ihm anboten — aber — aber —

Er schüttelte bedencklich den Kopf. „Ich kann nicht, Herr Graf!“ sprach er leise.

„Und weßhalb nicht — ich bitte Sie?!“ entgegnete Pallfy erstaunt. „Sie haben Gold in der Kehle doch nur auf der Bühne wird es gemünzt!“

Der junge Mann überlegte nochmals, dann sprach er wieder: „Es geht nicht — nein, wahrhaftig, es geht nicht!“

„Aber warum denn nicht?“ fragte der Graf wieder. „Verlassen Sie denn hier so besonders günstige Verhältnisse? Sie sind Lehrer, nicht wahr?“

„Unterlehrer, Herr Graf!“

„Und Ihr Gehalt beträgt?“

„Hundert Gulden im Jahr nebst freier Wohnung“ entgegnete Haizinger schüchtern.

„Bei Gott, kein sehr glänzendes Loos!“ sprach Pallfy jezt. „Nun denn, Herr Haizinger, hören Sie meinen Vorschlag: Sie erhalten für das erste Jahr, das heißt für die Zeit Ihrer künstlerischen Ausbildung, so viel monatlichen Gehalt, als seither Ihre Jahresbefolgung betrug. Von dem Tage Ihres erstmaligen Auftretens an aber erhalten Sie das Doppelte. Was sagen Sie dazu?“

Des jungen Mannes Augen leuchteten auf. „Zwölf- und Vierundzwanzighundert Gulden?!“ rief er erstaunt.

„Ja!“ — sprach Salieri dazwischen — „und ich selbst werde Ihnen künstlerischen Gesangs-Unterricht ertheilen — gratis natürlich!“

Wiederum überlegte der junge Lehrer. Welch glänzendes, schönes und angenehmes Loos wurde ihm da geboten, — Welch ein Gegenatz zu seiner seitherigen Armseligkeit! Vierundzwanzighundert Gulden Jahresgehalt — das war ja ein Heidengeld! dabei ließ sich ja leben wie ein Fürst, — aber — aber —

Wie um allen ferneren Versuchen zu entgehen, griff er nach seinem Hüte und sprach: „Es geht nicht — es geht wahrhaftig nicht, so schön und dankenswerth Ihre Anerbietungen auch sind, meine Herren — ich kann nicht darauf eingehen!“

Jetzt schlug Salieri die Hände über dem Kopfe zusammen. „Santa Maria!“ rief er erstaunt — „hat man je so etwas gehört?!“

Graf Pallfy aber trat freundlich auf den jungen Lehrer zu und sprach: „Allem Anschein nach haben Sie einen ganz besonderen Grund, mein Anerbieten auszuslagen, Herr Haizinger. Theilen Sie mir diesen mit, vielleicht läßt er sich beseitigen!“

„Dies wird nicht möglich sein, Herr Graf!“ entgegnete Haizinger erröthend — „denn er besteht darin, daß ich — wenn ich von hier weg und zum Theater nach Wien ginge — — ich ja auch — von — der — Lise — —“

Graf Pallfy lächelte. „Ah so“, — sprach er — „unserem Tamino fällt das Scheiden von seiner Pamina schwer?“



„Kommen Sie mit zur Post, ich muß Sie nochmal hören.“



„Bise — Bise, heißt sie,“ warf Haizinger schüchtern ein.

„Ganz recht — Bise — Pamina!“  
„Rößler, Bise Rößler — des Schmieds Tochter!“ verbesserte der junge Lehrer wieder, der bisher wohl Kirchenmusik studirt, aber in seinem Dorfe wenig oder gar keine Kenntniß von Mozarts „Zauberflöte“ erhalten hatte.

„Nun denn — Bise Rößler also!“ sprach der Graf, in fröhliches Lachen ausbrechend. „Aber, mein lieber Herr Haizinger,“ fuhr er dann wieder ernsthaft wendend fort, „ich sollte meinen, wenn sie in einem Monat 200 Gulden Sage haben, so könnten Sie leichter daran denken, Bise zu ihrer Frau zu machen, als mit 100 Gulden Jahresgehalt. Ich dünkte doch, diese Aussicht wäre wohl eine Trennung von einem oder ein paar Jahre werth!“

„Ja, Herr Graf — dies wohl,“ sprach der verliebte Lehrer verschämt — „aber wenn ich fortgehe, so — so — nimmt sie den Müllerssohn! Deshalb — kurz und gut,“ fuhr er hierauf entschlossen fort, „ich bleibe hier — leben Sie wohl, meine Herren!“

Er verbeugte sich und ehe es der Graf verhindern konnte, hatte er die Stubenthüre geöffnet und war verschwunden.

Graf Palfy blickte ärgerlich Salieri an, der unbegreiflicherweise seinen entdeckten Tenoristen hatte entfliehen lassen, ohne ein Zeichen von Unmuth zu verrathen oder einen Versuch zu machen, ihn zurückzubalten.

„Verdammt, Salieri,“ sprach der Graf, „der Mensch ist wegen seiner einfältigen Diebelei für uns verloren!“

Salieri lächelte. „Im Gegentheil, Herr Graf, erwiederte er sich die Hände reibend, „gerade deshalb — gehört er sicher uns!“

Graf Palfy glaubte Ursache zu haben, an dem Verstande seines Reisegefährten zu zweifeln. „Wie das?“ fragte er erstaunt, „Sie hörten doch — und sahen ja —“

„O ja,“ erwiederte der intrigante Italiener, „aber er gab ja den Weg, wie er zu bekommen ist, deutlich genug an. Unseren Antrag, freiwillig nach Wien zu kommen konnte er ablehnen: wie aber, wenn er dahin — gezwungen kommen muß?“

„Ich verstehe Sie nicht, Salieri!“

Der Kapellmeister lächelte abermals. „Sorgen Sie nur dafür, Excellenza, daß er als Lehrer nach Wien versetzt wird,“ sprach er hämisch, „dann wird ihm seine Liebe hoffentlich bald untreu. Tritt aber dieser Fall ein, dann — wird er für unsere Vorschläge empfänglicher sein!“

Graf Palfy runzelte die Stirn: Intriguen waren seinem edlen Charakter zuwider. „Der arme junge Mann!“ sprach er. „Sie könnten fast sein Liebesglück vernichten, nur um ihn — in Ihrer Oper singen zu machen?“

„Excellenza“, erwiederte Salieri ruhig, „wir vernichten sein Liebesglück, um ihn für sein Lebensglück — für die Kunst zu retten, als deren erster Stern er strahlen soll!“

Palfy durchschritt einigemal sinnend die Stube. „Sie haben recht, Salieri!“ — sprach er dann — „wir sind es ihm, wir sind es der Kunst schuldig, daß wir diese künftige Korpphäre für sie retten: ich werde Haizinger nach Wien versetzen lassen!“

Eine halbe Stunde später saßen die beiden Reisenden wieder im Wagen, der sie in raschem Laufe Wien zuführte.

Ein Jahr war vergangen und Vieles war anders geworden inzwischen. Wenige Wochen nach jenem für den jungen Lehrer denkwürdigen Fronleichnamstage war Haizinger zu seinem großen Erstaunen nach Wien versetzt worden und obwohl ihm diese Veränderung seiner dienstlichen Stellung nichts weniger als erwünscht kam, hatte er doch gehorcht und von Wilfersdorf scheiden müssen. Leider aber war auch bald nachher geschehen, was er befürchtet hatte: Bastian der Müllerssohn hatte die Abwesenheit des Nebenbuhlers nur zu trefflich zu benützen verstanden, denn eines Tages kam ein Brief mit dem Poststempel „Wilfersdorf“. Hastig riß er ihn auf — er war von einem Freunde und enthielt in dürren Worten die Nachricht, daß Bise den Werbungen des Müllers Gehör gegeben und — sich mit diesem vermählt habe.

Dem armen Lehrer entank das Blatt, das diese Hiobspost gebracht hatte. Er war verrathen von ihr, die er so innig geliebt hatte; den reichen Müller hatte sie dem armen Schulmeister vorgezogen.

So war geschehen, was Salieri damals hoffend gegen Palfy geäußert hatte, und als der Kapellmeister nur wenige Tage nach Eintreffen des Unglücksbriefes — ganz zufällig, wie er versicherte, — mit dem jungen Lehrer zusammentraf, fand er diesen, wie er gleichfalls gehofft hatte, viel geneigter, auf die früher gemachten Vorschläge einzugehen. „Flüchten Sie sich in die Arme der Kunst mit Ihrem wunden Herzen,“ sprach er tröstend, nachdem er den Grund von Haizingers nur allzudeutlich ersichtlichem Kummer erfahren hatte. „Als Jünger der Kunst werden sie neu aufleben und vergessen, was ein launiges Mädchen an Ihnen sündigte. Die Kunst wird sie zu Ehren und Ruhm geleiten und Ihnen reichsten Ersatz bieten für Ihr verlorenes Liebesglück!“

Solchen glänzenden Versprechungen und Ausichten gegenüber war der junge Mann natürlich nicht unzugänglich geblieben. Er hatte sich bereit erklärt, zunächst der notwendigen künstlerischen Ausbildung wegen Salieris Schüler zu werden, um sodann — nach Ablauf eines Jahres — einen ersten Bühnenversuch zu wagen.

Dies Jahr war nunmehr abgelaufen und der Tag war gekommen, an welchem Haizinger seine Bühnenprobe als „Tamino“ in Mozerts „Zauberflöte“ ablegen sollte, Salieri strahlte und prophezeite seinem Schüler einen glänzenden Erfolg, denn dieser hatte seine Parthie trefflich studirt, auch mit dem „Spielen“ ging es so leidlich, da der berühmte Schreyvogel selbst auf Ersuchen Palfy's ihm hierin Anleitung gegeben hatte. Aber trotzdem befand sich der junge Sänger in furchtbarer Aufregung — das „Vampenfieber“ hatte ihn in seiner schwersten Form ergriffen und je näher der verhängnißvolle Moment kam, desto bänglicher wurde ihm zu Muthe. Zehn Jahre seines Lebens hätte er darum gegeben, wenn der Abend vorüber gewesen wäre.

Die Stunde der Aufführung kam und das Theater an der Wien war dicht gedrängt mit Zuschauern, denn lange zuvor schon hatte Salieri seine Pärmtrompeter ausgesendet, welche die Schönheit der Stimme des Debütanten und sein enormes Talent preisen mußten. Kopf an Kopf stand im Parterre des geräumigen Theaters, kein Platz in den Logen und auf den Gallerien war unbesetzt. Haizinger selbst aber saß vor Aufregung und Angst zitternd, kostümirte unfrisiert in dem Garderobezimmer und harrete des Momentes, der ihn auf die Bühne rufen würde. Bei ihm befanden sich Palfy und Salieri, welche ihm fortgesetzt Mut zusprachen, aber dieser wollte sich nicht einstellen.



Der Arme kam sich vor, wie ein zum Tode Verurtheilter, der seinen letzten Gang antreten sollte.

Jetzt ging Calieri, den Dirigentenſitz einzunehmen. Die Regieglöcke ertönte und Haizinger ſchwankte an ſeinen Platz hinter den Kuliffen, von wo er in die Szene einzutreten hatte. Die herrlichen Klänge der Oubertüre waren verklungen und jetzt begann das Allegro in C-moll, das die Einleitung bildet zu dem Auftreten des vor der Schlange ſich flüchtenden Tamino. Mit eiskalten Händen hielt ſich Haizinger an der Kuliffen und — „Zu Hilfe, zu Hilfe!“ rief er ein mit einer Stimme, die vor Angst entſetzlich höhl klang — „zu Hilfe, zu Hilfe, ſonſt bin ich verloren!“ Und jetzt ſollte er, wie ihm dies gelehrt worden war, mit allen Zeichen des Abſcheues und Entſehens, vor der Schlange fliehend, die Szene betreten, — aber krampfhaft hielten ſeine Hände die Kuliffen: nicht um eine Willion hätte er ſie losgelaffen.

„Um Gotteswillen treten Sie ein!“ rief ihm vor Schrecken bleich der Regisseur zu — „die Schlange kommt ja ſchon!“ Aber der Sänger hörte nicht. „Ach rettet, rettet, ſchühet mich!“ ſang er, indeß die verfolgende Schlange an ihm vorüber und auf die Szene rollte. Da ſtürzte der verzweifelte Regisseur herbei, machte mit Gewalt Haizingers Hände los von der Kuliffen, gab ihm einen Stoß und — hui! ſlog Tamino auf die Bühne, doch ſo wenig graziös für einen Königsſohn, daß das Publikum in lautes Gelächter ausbrach. Der unglückliche Debütant hörte es, ſang leiſe noch ſeine paar Takte und mit Verzweiflung im Herzen ließ er ſich ſodann zu Boden fallen, wie ihm ſeine Rolle zwar vorſchrieb, aber es geſchah auch dies in einer Art und Weiſe,

die ſich beſſer für Papageno als Tamino geſchickt hätte. Plötzlich lag er da, das Geſicht in die Arme vergraben und — neuerdings brach im Publikum das Gelächter los, das ſeinen Höhepunkt erreichte, als die rettenden Damen im Terzett die Schönheit des auf dem Bauche liegenden „holden Jünglings“ priesen. Lebhaft beſtatscht, traten die drei Damen ſobann ab und Tamino erwachte aus ſeiner Ohnmacht, ſprach in einer Art verzweiflungsvoller Wuth ſeine „Proſa“ — wie der Kunſtausdruck für alles in der Oper nicht Geſungene, ſondern Geſprochene lautet — und eilte ſo ſchnell wie möglich, mit gerungenen Händen, von der Szene.

Ein Gemurmel ging durch das Haus. War dies der Sänger, dem eine ſolche Anpreisung vorausgegangen war? Das war die Talentloſigkeit in ihrer höchſten Potenz, das Entgagement eines ſolchen Sängers ein Mißgriff, der an's Unglaubliche grenzte! Aber die Direktion ſollte wenigſtens erfahren, daß ſich das Publikum einen ſolchen Stümper nicht aufzwingen laſſen wolle: Zwiſchen und Pfeifen ſollten ihn hoffentlich für immer von der Bühne vertreiben.

Jetzt trat Tamino wieder auf und empfing Pamina's Bild; die einleitenden Akkorde der berühmten „Bildniß-Arie“ erklangen und die — Unzufriedenen im Parterre ſpißten ſchon den Mund, um den Sänger auszuſpeiſen, der mit vor der Bruſt gefalteten Händen, wie um Erbarmen flehend, vorgetreten war, bis dicht an die Lampen des Proſceniums. — Aber was war das? Welch' wunderherrliche Töne entſtrömten jetzt der Bruſt des Sängers! Wie rührend ſchön wurde durch dieſelben das Erwachen der Liebe ausgedrückt und welche Innigkeit des Gefühls lag in dem Ausrufe: „Dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön!“ Wie unendlich weich und zart war die Klangfarbe dieſer Töne, wie rein, wie leicht anſprechend und mühelos dieſe Höhe, wie ſo ächt künſtleriſch der ganze Vortrag! War dies noch derſelbe Sänger, derſelbe Mann, der ſich kurz vorher ſo lächerlich gemacht hatte, — den man auszuſpeiſen gedachte?

Wie bezaubert lauſchten die dichtgedrängten Zuhörer dieſen herrlichen Klängen — nicht zu athmen wagten ſie, aus Furcht, hierdurch einen Theil ihres entzückenden Genusses einzubüßen. So hatte man die Arie noch nie zu hören bekommen, eine ſolche Stimme war noch nie in dieſen Räumen erklingen! Alles vergaß darüber, daß der Sänger daſtand, ſteif wie aus Holz geſchnitten, mit gespreizten Beinen und gefalteten Händen, ohne ſich auch nur ein einzigesmal zu bewegen. Was lag daran? Niemand ſah ihn — man hörte ihn nur. Als er aber die

Schlußſtelle „Ewig, ewig wäre ſie dann mein“ geſungen hatte, da brach ein Sturm des Beifalls los, der nicht enden wollte, ſich immer und immer wieder erneuerte und endlich in dem allgemeinen Ver-

langen nach einer Wiederholung der Arie ſeinen Abſchluß fand.

Haizinger willfahrte wie betäubt und — gleicher, ſtürmiſcher Applaus brach los, als er geendet hatte. Das war kein Beifall mehr, das war Ekſtaſe: es war ein Jubel, wie er noch nie einem Künſtler gezollt worden und wie er vielleicht keinem mehr gezollt wird, denn durch denſelben hatte man ja dem Sänger das höhnennde Gelächter und die ihm in Gedanken ſchon zugefügte Schmach des Ausſpeiſens abzubitten.

Wer aber vermöchte das Gefühl zu beſchreiben, das nunmehr den Sänger wie mit einem Zauberschlage aus der dumpfeſten Verzweiflung zur höchſten Höhe des Glücks emporhob — wer die Himmelswonnen, die ſeine Bruſt ſchwellte nach ſolcher Höllepein? Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, als er endlich die noch immer wie im Krampfe gefalteten Hände öffnete und ſich dankend verneigte. Wie ein Alp hatte das Gefühl der Angst auf ihm gelegen, jetzt aber nach ſolchem Beifall fühlte er ſich von der auf ihm ruhenden Laſt befreit, Sicherheit und Selbſtvertrauen traten an ihre Stelle,



— „aber wenn ich fortgehe, so nimmt sie den Müllerssohn.“



er sang die übrigen herrlichen Nummern seiner Parthie mit gleichem, beispiellosen Erfolge. Als er sich aber am Schlusse der Oper, nach wiederholtem, ehrenvollen Hervorrufe mit strahlendem Antlitz in das Garberozimmer begab, da trat Salieri, der Schöpfer seines neuen Glückes, zu ihm, um ihn zu beglückwünschen. „Nun, habe ich recht gehabt?“ fragte der Kapellmeister seinen glückseligen Schüler, indem er ihn stolz an seine Brust zog. „Habe ich nicht richtig prophezeit, daß die Kunst Sie zu Ehre und Ruhm geleiten werde? — Die Kunst sei fortan Ihre einzige Geliebte“, fuhr er hierauf fort, „sie wird Ihnen treu sein für's ganze Leben und Sie reichlich entschädigen für — die Untreue jeder Anderen!“

Da verdüsterte sich plötzlich des glücklichen Sängers Antlitz. Eine Thräne glänzte in seinem Auge, als er Salieri warm die Hand drückte und leise erwiderte: „Ja, ich will sie lieben, die herrliche Himmelstochter Kunst — mit aller Kraft meines Herzens will ich sie lieben, aber — sie ist doch keine Biß!“ —

Von diesem Tage seines erstmaligen Auftretens an war Haizinger der ausgesprochene Liebling des Wiener Publikums, das er weniger durch die Größe und Gewalt seiner Stimme, als durch ihren wunderbaren Wohlklang und die seltene Verbindung der Register entzückte. Seine Höhe war besonders brillant und wurde seither von keinem Tenoristen mehr erreicht, da der Uebergang seiner Brusttöne in die klangvolle bis zum hohen F reichende Falsettstimme selbst von den besten Kennern kaum zu unterscheiden war.

Haizingers vom Jahre 1824 an durch ganz Europa unternommene Kunstreisen waren wahre Triumphzüge und überall ward er als „der erste Tenorist seiner Zeit“ gepriesen. Als er aber im Jahr 1827 auch an der badischen Hofbühne zu Karlsruhe gastirte, fand er daselbst neben reichen Künstlerlorbeeren auch einen Erfas für die untrene Biß. In derselben Oper nämlich, in welcher er zum erstenmale in Wien aufgetreten war, sang gelegentlich seines Karlsruher Gastspiels auswärts in der Parthie der Pamina eine reizend-schöne junge Schauspielerin, die verwitwete Frau Amalie Neumann, geborene Morstadt, eine Karlsruherin, die — eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Biß Köhler hatte. Da sang denn Haizinger „dies Bildniß ist bezaubernd schön“ niemals mit größerem Rechte und deshalb ganz unvergleichlich herrlich. Und Pamina war jedenfalls durch seinen Zauber gesang noch mehr als durch die Zauberflöte bezaubert, denn als Tamino sie am Schlusse der Vorstellung fragte, ob sie seine Pamina für's Leben werden wolle, da legte sie erdröthend ihre Hand in die seinige und küßte: „Ja!“

Haizinger verblieb fortan zum großen Bedauern der Wiener und Graf Palffy's — Salieri war bereits 1825 gestorben — in Karlsruhe und war bis zum Jahre 1851 daselbst der vielbewunderte Liebling der Bühne. Sein letztes Auftreten, bevor er in den Ruhestand trat, war wie sein erstes in der „Zauberflöte“. In Privatreisen aber entzückte er noch Jahre lang, sogar noch als siebzigjähriger Greis häufig seine dankbaren Zuhörer durch die herrlichen Klänge seines Organes, das stets seine jugendliche Frische und wundervolle Tonfarbe behielt.

Am 31. Dezember des Jahres 1869 starb der unvergleichliche Künstler zu Karlsruhe, hochbetagt und tiefbetrauert von Allen, die ihn kannten.

Seine Gattin aber wurde als Schauspielerin nicht minder berühmt, wie er als Sänger. Bis zum Jahre 1845 war sie neben ihm die Pierde der Karlsruher Bühne. Dann nahm sie ein glänzendes Engagement

an's Burgtheater zu Wien an und wirkte daselbst hochgefeiert in dem Rollenfache der „Mütter und komischen Alten“ bis in die neueste Zeit. Sie überlebte Anton Haizinger um mehr denn ein Jahrzehnt. Erst vor einigen Jahren vereinigte der Tod sie wieder mit dem vorangegangenen Gatten.

Beide werden in der Kunstwelt und speziell in Karlsruhe unvergeßlich bleiben.

### Die g'schdohle Schildwach.

Humoreste in Pfälzer Dialekt von M. Barad.

Vor verzig Johr is's in Heedelberg aach noch annerscht gewest wie heitzudag, dann die Schdubente vun selwigsmol fin noch nit so — ich will nit sage „so zahm“ wie die jehige gewest, dann zahm fin se jeh grad aach noch nit — awer se hawe halt in selder Zeit mehr nausg'schlage un aach viel mehr fidele Schdrech gemacht, als heitzudag. Warum 's eso is, weß ich selwer nit: die Kuldur hot halt aach die Schdubente belekt mittlerweil, derntwege gehne se jeh aach alsefort so „patent“, wie wann se nach Hof wollte, in elegande Mod, enge Trikoschbeeghosse, Schdehträge un Händsching. Jesses, wo hot selwigsmol Gener was vun Händsching gewißt — oder gar vun so lange schbikige Schuh ohne Absäß, wie se jeh in der Mod' fin! Keen, do hot der Schdubent — des heßt naberlich nor der fidel, forsich Corpschudent, dann 's hot aach wie heitzudag Bummel un Leimieder gewe — awer was mar so unner eme luschdige Schdubent verschdeht, des hot selwigsmol nor een Rod un — keen Gott g'hatt, for gewöhnlich 'n bolnische Schnierrod mit ganz torze Schöfelcher, e groß-tarirt's Paar Hosse, Kanuneschbiffel un e langi Peif' im Maul mit eme Wasserfack vun Horn un Quasche draß. So hot mar se uf der Gass', in der Kneip' un im Colleg' g'lebe — wann se als neisgange fin — un Alles hot sein Freed un sein Blasir an'n g'hatt, wann se 's aach noch so arg gedriwe un nach Rodde ihr Geuhz\*) mit de Philischter g'hatt hawe, dann des is selwigsmol an der Dagesordnung gewest un hot sozusage zum gube Ton g'hört. Derntwege is aach fascht keß Dag vergange, wo nit mit Gem odber 'm Annere Schbuhze\*\*) gedriwe worre fin, daß 's fascht nit mehr schön gewest is. Herrgott, was hot mar als do gelacht, wam' mer's hinnenooch g'hört un erfahre hot: alde Heedelberger werre sich noch draß erinnern! Viel Bosse un Schbarafanze\*\*\*) fin do gemacht worre, awer am nettschte is doch der Schdrech gewest, wo'm dide Meeschter Schnauer, seines Zeechens e Bäck, g'schbielt worre is, wie er emol als Borgergranadier hot Schildwach schdeht misse. Des Gschichtel will ich jeh emol verzähle!

Wie anno Achteverzig die Franzose ihren Lui Philipp fortgejagt hawe mitsammt sein Bierekopp un sein Regescherm\*\*\*\*), hot's aach bei uns hiwe gebrenzelt, dann die Franzose hawe selwigsmol de Ton afgewe un was se driwe vorgemacht hawe, hot mar hiwe gemeent noochmache zu misse. Volksversammlungunge hot mar veranschtalt' un Redde g'halte un Preßfreiheit, allgemene Volksbewaffnung un was weß ich noch alles verlangt — un Bier d'ru gedrunke, daß 's ball fascht keens mehr gewe hot in der Palz. Des hot naberlich Anklang g'funne, — dann des Bier is merschedenheels Freibier gewest un hot nix folscht — un derntwege hawe

\*) Neckerei.

\*\*) Gleichbedeutend mit Geuhz.

\*\*\*) Scherz.

\*\*\*\*) „Sein Haupt gleich einer Birne“, sang Freisigrath von ihm und zahlreiche Karikaturen jener Zeit stellen Louis Philippe stets mit einem Regenschirm versehen dar.



sich aach in Heedelberg Zeit' sammeg'funne, wo for die Volksbewaffnung gewest sin un sich ufgebhaft have als Bürgergranadier-Kumbanie. Der ehmalig Schuster un noochherig Privatig Chrischdovh Hackschdrump is der Haaptmann gewest — der Radler selig hot's in seim „Fröhlich Psalz, Gott erhalt's“ verzählt, wie's zugange is, do kam' mer's heitzubag nochlese — un die Granadier sin eenesdheels Zeit gewest, wo halt geern Alles umg'schberzt un annerscht g'hatt hätte, anderndheels awer aach ruhige un friedliche Börper, wo nor aus Angscht mitgemacht have, dann se have gedentt, wann die Umschberzler Meeschder werre dhäte, un sie selwer hätte nit mitgemacht, do dhäte se eestfach zu'n sage: „So, ihr Babbfack, jeh sin mir die Herre, derntweg' gebt her, was 'r habt — 's anner könnt 'r b'halte!“

Zu dene, wo so gebentt have un derntwege nor

aus Angscht Börpergranadier worre sin, hot aach der Damian Schnauser g'hört, e guber Kerl insoweit, awer e Bisselche arg dumm — mar hot 'n derntwege in ganz Heedelberg nor Dumian schdatt Damian g'heeke. Doch for'n Bäck hot seim Verschdand ganz gud gelangt, dann seim Weck sin als grad so kleen gewest, wie de annere Meeschder ihre, un seim Brod hot aach alsefort nor knapp seim Gewicht g'hatt. For 'n Granadier awer hot 's nit ganz ausgereicht, dann beim Exerzieren uf de Neuenheemer Wiese hot er halt nix wie Böck gemacht un seim Inschdrucker hot seim lierwi Roth mit 'm g'hatt un jeden Dag zehnmol zu 'm g'sagt: „Damian, wann du so groß wärscht, wie du dumm bischt, so mißsicht du dich bide, wann du de Mond — bedrachte wolltscht!“

So oder ungsfähr so — mar kann nit e jed's Kind bei seim rechde Name nenne — hot als der Inschdrucker zu'm g'sagt, wann er halt alsefort un alsefort e falsche Wennung gemacht hot obder mit 'm rechde Fuß angedredde is. Awer mein Damian hot als nor de Kopp g'schiddelt un g'sagt: „Mein, loß mich in Ruß, — was brauch' dann ich de Mond zu bedrachte? Des fällt m'r jo nit emol im Draam eist — des kannscht du selwer b'sorge, wann d'r 's Bläfir macht!“

Do have als die Annere gelacht un wiewoll der Inschdrucker als g'sagt hot: „Im Glied rebb' un lacht mar nit“, so hot er halt doch selwer als aach mitlache misse, dann nadierlich: was hot er sunscht mache wolle? „Mit der Dummheit kämpfe Götter selbscht vergebens“, hot er als gebentt un hot halt mein Damian jedesmol ausbredde losse aus 'm Glied, nor daß er 'n nit alsefort uf g'halte hot beim Inschdrucker. Dem aber is des grad recht gewest; seelvergnuecht is er als niwer-g'hoct an die Schosse unner 'n Rußbaam, hot aus

seiner Badrondasch des Schweinefnüschelche un des zweepindig Bröbche rausg'holt, wo 'm als seim Fraa vor'm Abmarsch neig'schdeckt hot, un hot sich als e Bisselche g'schdärkt. „Was babb' dann mich die Exerziererei do“, hot er als d'rbei gebentt, „wann 's losgeht, geh' ich doch nit mit — odder ich mach' de Feldbäck, un dob'rzu brauch' ich keen Rechtsun un keen Vintsum!“

So hot er als gedentt un is halt schdunbelang unner seim Rußbaam hode geblive un erscht wann's heemmarschirt worre is, is er als widder eisgebredde in seim Glied, dann hinnenoochlaafe hot er doch nit gewollt. So hot er sich dorch die ganz Exerzierzeit, vier Woche lang, dorchgedrickt. Wie se awer rumgewest is, hot der Hackschdrump — er is friher emol Unneroffizier bei der Infandrie in Mannem\*) gewest — die Kumbanie andredde losse un hot e schön'i Redd' g'halte un hott g'sagt: „Männer“, hot er g'sagt, „jeh seid 'r ausgebild' als Soldate for's Vatterland, derntwege mißt 'r aach was dhuff for's Vatterland. Dessenwege schlag' ich jeh vor: mir wolle uf die Wacht ziehe — dann seit sellem große Brand im Huzelwald\*\*) trau' ich 'm Webder nit mehr recht: So Sache könnte widder das fire. Wann awer mir wache, d'rhernoochder kann die Schdadt ruhig schlofe: 's kann keen Brand gewe, ohne daß mir 's merke un den verfluchte Brandschdifter verwische un als Arreschdant in's Schilderhaus schbelle, — dann e Schilderhaus muß e orndlich Schildwach have, sunscht wißt' se jo gar nit, vun wege warum se doschdehn dhät. Derntwege haw' ich aach schon e Duzend b'schdelst bei de Kumbanieschreiner — dieKosche ivernemmt die Kumbanietass' — un wie se ferdig sin, do beziehe mir die Haaptwach im Rothhaus, wo die ganze Nacht



Seelenvergnügt is er als 'niwer-g'hoct an die Schosse, hot aus seiner Badrondasch des Schweinefnüschelche herausg'holt.

e Fass Freibier ufliegt for die Mannschaft!“

So hot er g'sagt un dobruhsin is dann 'n Juwel losgebroche, daß mar fascht hätt' meene könne, die Kerl wäre iwer Nacht all' verrickt worre. Alles hot „Hoch!“ gefrische un Feder hot der Erscht seim wolle, wo uf die Wacht zieht zu dem Freibier. Derntwege hot mar drum gelooft, daß keener sollt' zu forz kumme, un — der Zufall hot 's gewollt, daß mit Numero Eins halt der Granadier Schnauser gezoge worre is. Jeh hot der nadierlich e Lebtag un e Wickbiggedub g'hatt mit seiner „ersche Wacht“, daß 's zum Lache gewest is. Zwerall hot er's verzählt un wer in sein Lade kumme is un 'n Weck kaast hot, der hot's höre misse, daß er am nächste Sunndag wachschdehn mißt am

\*) Mannheim.

\*\*) Vergleiche: Radler's „Fröhlich Psalz, Gott erhalt's“ der Brand im „Huzelwald“.



Kaarlshor. Uf die Art hawe's dann aach die Schübente erfahre und bodruffhin hawe die mitnanner heemlich un in der Schbill ausgemacht, 'm „Dumian“ bei dere Gelegeheet 'n Schbreech zu schbiele.

Roß, der Sunndag kummt un Middags um Zwölfe is grohß Parad uf 'm Ludwigsblaz in dene schene nagelneie taffebraune Fräc und Tschaf mit Fangschir un aufg'schecchte Bisß. 's is e Mordspurum geweest un ganz Heebelberg is uf de Beek un d'rbei geweest. Wie aber d'rheernoochder erscht die Wachmannschaft dorch die Hauptschdraß zum Rothhaus hinmarschirt is, do is Alles mitgezochte un mehr als fufzig Buwe sin newe'm Dambor hergeloffe mit Drummle, Klabbere un Rinnerdrummede un habe 'n Kärme un Schbekdäfel gemacht, daß mar dem Grenadier-Dambor sein Drummel gar nit mehr g'hört hot un Alles aus'm Tritt kumme is. Dodrifer hot sich der Leitnant, wo als Wachkummedant d'rbei geweest is, nadierlich kriminalisch geärgert, b'sunders weil hinnenoch aach noch 'n Trupp Schübente mitmarschirt is, wo alsefort ganz laut g'funge hawe: „Nor immer langsam voran, daß der Krähwinkler Landschborm noochkumme fann.“ Awer wie e böß G'sicht der Leitnant aach gemacht hot, 's hot 'n nix gebabb': 's hot fest Ruß gewe. Ercht wie die Wach' am Rothhaus ankumme is, ihre Poschte ausg'schbellt un sich in's Wachlotol zurückgezoge g'hatt hot, sin die Zeit nooch un nooch fort un hem gange zum Middageße.

Roß, des Ding is gut. Mein Schnauser hot Nummer Zuee am Kaarlshor g'hot un is Nochniddage vun Zue bis Viere Poschde g'schbanne un hot halt e groß Bläfirvergnige g'hat, wann als Bekannde vun 'm kumme sin, wo 'n g'sehe un mit 'm discherirt hawe. Nach e paar Schübente sin vorbeigange un hawe e bissel Schbuhze mit 'm gemacht, aber nit viel weiters. Sie hawen 'n nor g'frogt, ob er aach bei der Nacht Schildwach schdeh'n mißt un wie er g'sagt hot: „Ja wohl, aach vun Zuee bis am Viere“, hawe se gelacht un g'sagt: „Gewe Se nor Acht, Herr Dumian, daß Ihne Ihr Schilderhäusel nit g'schobhle werd“ — un sin widder gange.

Roß, der Tag geht rum un 's werd Nacht. Do werd in der Wachschub uf Gemeendefoschte e Faß delikates Bier ufgelegt. Jesses, is d'r do geberscht\*) worre. B'sunders der Schnauser hot ganz gehörig in sein Detelglas neig'schnauft un alle Aageblid e Schöbbele ausgeblöse, denn er hot gedentt: „ich will doch wenigschdens was hawe bod'rfor, daß ich die ganz Nacht in keen Bett kum' un for's Wadderland wachschdeh' — unner zwanzig Schobbe werd nit usg'hört!“ Roß, so viel werd er dann aach grad gepekt g'hat hawe, wie er Nachts am Zuee widder uf sein Poschde am Kaarlshor usg'sihrt worre is. 's is em e Bissel dormlig un dumm im Kopp geweest, awer d'rerscht is er doch wie sich's for e Schildwach' g'hört, mit sein Schießbrichel im Arm hin- un hergeloffe und hot aach e paarmol Schübente, wo als noch vorbeigange sin, mit „Halt — Werda?!“ angerufe, daß mar grad gemeent hot, er wollt' se fresse. Die awer hawe als wider nor gelacht un g'sagt: „So, Sie sin's, Herr Dumian? Losse Se sich nor 's Schilderhäusel nit schdehle!“ — „Jo, warum nit gar“, hot dann der Schnauser g'sagt, „s sollt' m'r nor Gener kumme: ich dhät 'm grad mein Bajonett dorch de Ranze schdehle!“

So hot er als g'sagt un is halt als widder uf un abgeloffe. Mit der Zeit awer, wie's schbiller un

alsefort schbiller uf der Schdroß worre is, hot er gedentt: „For was brauch' ich dann do rumzulaafe — ich fann mich jo aach in mein Schilderhäusel schbelle, — zu was wär's denn funsch't do?“ Derntwege also schlubbt er neist in den Raschde und dentt: „Do hin fann ich aach vor's Wadderland wache un zudem, wann ich hinschdeh' im Schilderhäusel, werd m'r's aach for ganz gewiß nit g'schobhle!“

So hot er gedentt un hot sich halt, for um sich's e Bissel bequem zu mache, in e Eck gelehnt und — keef sin Minute gehn rum, so schloft er schon und schnarcht wie e Schreinersäg, daß mar's zweehunnert Schritt im Umkreis g'hört hot. Do iver eefmol schleiche vum Necker rus, wo se schon lang verschdeggelt auf den Moment gelauert hawe, e paar Schübente d'rher. Zuee vun'n hawe e grohß Dischblatt' gebrage, wo se aus'm „Nasse-Gaarte“ ausg'fihrt hawe, un zuee anneri hawe Hämmer und Nägel g'hat un — eh' daß der Dumian zu sich kummt — wubb, wie der Bliß is die Dischblatt vorne am Schilderhaus aff- un die Schildwach dreif neingengagelt.

Jesses den Schbekdäfel wo jetzt mein Damian gemacht hot! Gefrische hot er wie'n Dachmarder\*) un g'schännt wie 'n Rohrschbaß, — awer 's hot'n nix gebabb': die Schübente, die dorchdrivene sibeles Kerl, hawe 's Schilderhäusel umgelegt, zu sechst' uf de Achsle gelade un — wie arg er aach kratzelt hot in sein Raschde drin — nix wie fort mit 'm in die Jakobsgass' vor 'm Schnauser sein Haus. Do hawe se 's dann abgelegt, die angenagelt Dischblatt nach unne, un hawe sich fortgemacht.

Raum e Verbellschbindche d'rheernoochder is e Badroll\*\*) am Kaarlshor gange, for um de Poschde zu visibieren, awer wie se dort ankummt, is halt weit und breit keener zu sehe. Jetzt hot der Unteroffizier nadierlich gedentt, der Schnauser d'hät schlofe in sein Schilderhäusel, awer wie er sich nach dem umguckt, is des aach fort. „Herrgott Dunnerwedder,“ sacht er do zu seine Grenadier, der Kerl is amend heemgange un hot sich in sein Bett gelegt — un mittlerweil is des schön, nagelneie Schilderhäusel g'schobhle worre!“

„Des wär' was schön's“ sacht do eener vun de Badrollör, „des wär' jo e Blamasch for die ganz' Kumbanie: wißt 'r was, m'r gehe hin un holen 'n!“

Dodrmit sin se all' einverichbanne. Sie gehne also im G'schwindschritt hin in die Jakobsgass', do uf eefmol — schon vun weitem höre se halt 'n Mordschbekdäfel, un wie sie näher kumme, un recht gucke, liegt do des g'schobhle Schilderhäusel auf'm Bodde un 's is Gener drin, wo bald barbu rauswill.

„Was Dunnerwedder,“ sacht do der Badrollführer, „was is dann des? — Wer is do drin?“

„Ei, ich bin's jo — der Poschde Numero Zuee am Kaarlshor!“ sacht jetzt der Schnauser zum Guckloch raus mit 're ganz klägliche Schdimm.

„Was, — du bist's Damian?“ sagen do die Badrollör. „Ja wie kummscht dann du do neist un do her?“

„Ei, die Schbuhze, — die Nordbrenner un Brandstifter hawe mich jo iverfalle“, lamendirt jetzt der Damian widder, — „e ganz' Wand is 's geweest un die hot mich — wie arg ich mich aach gewehrt hab' — in mein Schilderhäusel g'schbernt und do hergebrage! — Kost mich emol raus, Männer!“

Jetzt werd nadierlich des Schilderhäusel ufgericht, — awer do sieht mar's dann erscht, daß des Loch zu un e Brett so fest d'rvorgengagelt is, daß 's keef

\*) Gebürstet = getrunken.

\*) Ein Marder unterm Dach.

\*\*) Patrouille.



Deiwel ewegbringt. Die längst Zeit habe zwee Mann draß gezoge und gerisse mit de Händ', awer 's is grad for umesunst gewest. Die Nägel ware zu schärf un zu fest drin. Do endlich sächt der Damian: "Wißt 'r was? Schell emol meiner Fraa, — se soll eich e Beil un 'n Hammer gewe, sunst kumm ich heit nimmehr do raus aus dem Sakerementsfackte!"

Noß des hot dene Babrollör eingeleicht: eener reißt die Schell' facht ab un e annrer schlägt die Käbe halwer eif. Awer 's hot aach was gebadd': ringsum in der ganze Nochserschaft gehe die Käbe uf un aach die Schnaufen kummt endlich und endlich im Bettfiddel an's Fenschber un Alles frogt un will wisse, was dann los wär' un wo's brenne dhät. Wie se awer höre, daß mar de Grenadier Schnaufen in sein Schilderhäufel eifgenagelt hätt' un 'n nimmehr rausbringe dhät, fangt d'r halt Alles an zu lache grad wie verriert un Alles freischt:

"Des habe for gewiß die Schudente afg'schdelst, — des is famos! Loßt 'n nimmehr raus, de Dumian, — loßt 'n drin in sein Fudbiral, den Salzkopp: er is gud ufghowe drin!"

Die Schnaufen aber hot zornig 's Fenschber zug'schlage, nothdürftig e Bissel Tolett gemacht un hot die G'selle aus der Backschub gerufe. Die sin dann mit Handwerkszeug kumme un habe ihren Meeschber endlich widder freigemacht. Wie er rauschlubbt, sächt der Babroll-Unteroffizier, er sollt' jezt widder uf sein Fockbe gehst un Schildwach schdeß. Do awer hot die Schnaufen zum Fenster rausgekrische: "Ja ich wollt 'm, dem Blechkopp! Damian, do geht ruf, ich sag' d'r's: eestmol hoscht jeß Soldateles g'schielt un nit widder, ich bin d'r gut d'rfor — nix wie ruf in dein Bett!"

Do hot der Damian — wiewohl 'm sein Kumbanierkamerade zugerebt un g'sagt habe, er sollt' sich doch schäme un nit so vun seiner Fraa kummandire losse — de Kopp g'henkt un is folgiam die Schdieg nufg'schliche: er hot sein Fraa gekent un gewißt, 's dhät schube, wann er 's nit dhät.

Am annere Dag hot er sein Austritt aus der Kumbanie angezeigt. Freilich hot er 's aber dod'rmit net gemacht wie der Ulmer Ruhbert: wann er nit selwer gange wär', so wär' er noch dere G'sicht, wo' am Kaarlsdhor bassirt is, — for ganz gewiß gange worre.

Wer 's inwrigens gewest is, des heekt, was for Schudente 's gewest sin, wo'm den fideele Schdrech g'schielt un'n als Schildwach g'schdohle habe, is nie rausstomme.

## Ein ernster Scherz.

In einem wunderschönen September-Sonntagmorgen des Jahres 1840 strömte Alt und Jung aus den Mauern der Residenzstadt Karlsruhe hinaus in's Lager, welches wie alljährlich, so auch in diesem Sommer von dem Großherzoglich badischen Feld-Artillerie-Regiment für die Dauer der großen Schießübungen in der Nähe des Dorfes Forchheim am Rande des Hardt-Waldes bezogen worden war. Eine förmliche Wagenkolonne, elegante Herrschaftskutschen, Miethwagen und „Kübenkaisen" — wie der Volkswitz die vor den Thoren der Stadt zum Transport der Städter mobilgemachten Bauernwagen benannte — ebenso eine stattliche Anzahl mehr oder weniger gut berittener Herren und endlich noch eine zahllose Schaar von Fußgängern zog hinaus zum Lagerplatze, denn etwas ganz besonderes fand an diesem Tag daselbst statt:

die Besichtigung des Lagers durch Seine Königliche Hoheit den Großherzog Leopold, die Großherzogin Sophie und sämtliche Prinzen und Prinzessinnen des Großherzoglichen Hauses. Kein Wunder war es darum, daß die Bewohner der Residenz und die Bevölkerung der ganzen Umgebung die selten gebotene Gelegenheit, die allgeliebte und verehrte Großherzogliche Familie sehen zu können, sich nicht entgehen lassen wollte.

Zudem bot das Lager selbst einen wirklich sehenswerthen Anblick. War es schon an gewöhnlichen Tagen ganz interessant, die batterieweise durch „Straßen" von einander geschiedenen Zelte und das gesammte militärische Thun und Treiben in und um denselben zu sehen, so war dies im denkbaren höchsten Grade an jenem Sonntag der Fall.

Die Zeltstraßen und die Zelte selbst hatten sich zum würdigen Empfang der hohen Gäste und der zahlreichen zu erwartenden übrigen Besucher des Lagers in entzückender, Herz und Gemüth erfreuender Weise mit Blumen, Kränzen und Guirlanden, kriegerischen Emblemen, kleinen Ziergärtchen, Anlagen u. s. w. geschmückt und die Mannschaft hatte bei Herstellung aller dieser Vorbereitungen nicht selten einen so guten Geschmack und bisweilen auch köstlichen Humor bekundet, daß die Besichtigung des Lagers schon aus diesem Grunde allein sehr genussreich war. Eine prächtige, speziell für den Großherzog errichtete Ehrenpforte aus buftigem Tannenreis, mit moosumwundenen Säulen und mit Flaggen und Kränzen geziert, erhob sich am Eingang zum Lager über der Straße, die zum „Schloß" führte, einem mit diesem Namen bezeichneten, großen und elegant ausgestatteten Prunkzelt, in welchem der fürstlichen Familie Erfrischungen serviert werden sollten. Die Pforte trug an der Stirne ein schlichtes.



„So, Sie sind's, Herr Dumian!" — Losse Se sich nor 's Schilderhäufel nit stehle!"



von einem poetischen Wachtmeister verfaßtes und in riesiger Sapidarschrift ausgeführtes Verslein als Willkommensgruß an den allverehrten Fürsten. Es lautete:

„Willkommen sei im Lager hier,  
O Fürst, bei Deiner Artill'rie!“

Etwa zehn Schritte hinter dieser Pforte erhob sich eine zweite mit dem Verslein:

„Auch Du, die unsre Fürstin ist,  
Mit all' den Deinen sei gearüht!“

Durch diese beiden Pforten durste zunächst nur die Großherzogliche Familie in's Lager einpassiren. Ein Doppelposten mit dem blanken Säbel in der Faust, verwehrte den „gewöhnlichen Sterblichen“ den Eintritt und verwies diese an eine dritte, weiter links errichtete Pforte, über welche der Lager-Poet das Verslein gesetzt hatte

„Seist Du Jude oder Christ,  
Willkomm' heut Dir der Artill'rist!“

Auch an dieser Pforte wurde der Eintritt jedoch erst gestattet, nachdem die Großherzogliche Familie in Begleitung des Regimentskommandeurs und der Stabs-offiziere das Lager besichtigt und sich hierauf in's „Schloß“ zurückgezogen hatte. Dann aber strömte die barrende Menge in die Zeltgassen, welche laut bekränzter Wegweiser Namen — und zwar mitunter höchst seltsam klingende Namen, wie z. B. „Kartoffelschnitz“ oder „Altagblaumontag-Gasse“ — erhalten hatten. In Begleitung eines befreundeten Offiziers, Unteroffiziers oder Kanoniers, wurde hierauf der Gang durch's Lager angetreten zur Besichtigung aller Sehenswürdigkeiten, unter welchen eine hölzerne, mit Kränzen umwundene Geschütz-Scheibe neben dem Zelte eines Unteroffiziers Namens Bock die Hauptrolle spielte, da dieser dieselbe mit einem wohlgezielten Schusse mitten in's „Zentrum“ getroffen hatte. Mit freudigem Stolge machten die Artilleristen die Besucher auf diese hervorragende Leistung ihres Unteroffiziers aufmerksam und warnten scherzend die vorübergehenden Landmädchen vor zu nahem Herantreten an dessen Zelt unter Hinweis auf ein über der durchschossenen Stelle stehendes Verslein, welches lautete:

„Ihr Leute bleibt dem Bock vom Leib,  
Sonst geht es euch wie dieser Scheib'!“

Reichernd flohen dann gewöhnlich die Dorfschönen die gefährliche Stelle und mischten sich, verfolgt von dem lauten Lachen der Kanoniere, unter die Menge, welche sich einer Riesenschlange gleich durch das Lager wälzte, an ihrem Ende immer neue Glieder ansehend, während ihre Spitze sich allmählig zerteilte und in den zahlreichen Restaurations-Paraden hinter Tischen und Bänken verlor.

Inzwischen hatte die Großherzogliche Familie nach Einnahme der gebotenen Erfrischungen gerade das Zelt verlassen, um sich in den bereitstehenden Wagen nach Karlsruhe zurückzubehalten, als plötzlich aus dem Walde direkt auf die Ehrenpforte und das hinter derselben gelegene „Schloß“ ein Reiter oder vielmehr ein Pferd daherjagte, denn der darauf Sitzende hatte offenbar die Herrschaft über seine durchgegangene Rosinante verloren und bemühte sich vergeblich, sie zum Halten zu bringen. Entsetzt stob die Menge auseinander, um nicht von der Mähre — einem in ganz Karlsruhe bekannten Schimmel, dem unter gewöhnlichen Verhältnissen die Pflicht oblag, einen Metzgerfarren durch die Straßen der Stadt zu ziehen — umgerannt zu werden. Schnaubend jagte das tollkühne Thier daher und war nur mehr wenige Schritte von der Ehrenpforte entfernt, da — im letzten Moment — scheute es an einer herabhängenden, im Winde flatternden Fahne:

es stuzte, presste zurück und — hoch im Bogen flog der Reiter über den Kopf des Pferdes hinaus, überschlug sich wie ein Clown in der Luft und fiel gewandt wie eine Katze auf seine Füße nieder, feststehend ohne zu wanken.

Im gleichen Augenblick hatten zwanzig Hände die Zügel des vor Angst zitternden Rosses gefaßt, so daß glücklich jedes, einen Augenblick zuvor noch unvermeidlich scheinende Unglück verhütet wurde.

Der unverhofft, auf so komische Weise, mitten unter die Menge Geschleuderte war ein kleines Männlein, von schlankem, aber Kraft und Gewandtheit verathendem Wuchse, einem stolzen schwarzen Murillo-Kopfe mit schönen regelmäßigen Zügen und runden dunkeln Augen, eine in Karlsruhe und allen größeren Städten des Landes wohlbekannte und beliebte Persönlichkeit: der Tanzmeister Lora. Ein Spanier von Geburt, hatte er als Kind mit seinen Eltern, Bediensteten einer vornehmen Dame, welche sich in zweiter Ehe mit dem babilischen General von Valollage vermählt hatte, sein schönes Vaterland verlassen und in Karlsruhe eine zweite Heimath gefunden, wo er in späteren Jahren als ächter Sohn seines sang- und tanzlustigen Volkes sich als Tanzlehrer niederließ und dank seiner körperlichen Gewandtheit, der Eleganz und Leichtigkeit seiner Bewegungen und nicht minder wegen seiner tadellos feinen gesellschaftlichen Umgangsformen, sich eines gewissen Rufes erfreute. Namentlich bei der Mädchenwelt war der hübsche Spanier, der nur gebrochen deutsch, ebenso nur unvollkommen französisch, italienisch und selbst spanisch sprach, höchlich beliebt. Dazu kam noch, daß Viele das bei spanischen Namen häufig gebräuchliche „de“, welches er seinem Namen vorzuzusetzen liebte, gleich dem französischen als Adelsprädicat ansahen und ihn deshalb für besonders „interessant“ hielten. Alle Mütter, landauf, landab, betrachteten es darum als eine Nothwendigkeit und Sache des guten Tons, daß ihre Töchter von dem eleganten Spanier in die Geheimnisse der edlen Tanzkunst eingeweiht würden und es gab kein hervorragenderes Mädchen-Institut oder Pensionat im Lande, wo der Tanzmeister Don Josee de Lora nicht periodisch wiederkehrenden Unterricht hätte erteilen müssen.

Bei der Herrenwelt war Lora ebenfalls sehr beliebt, weniger jedoch als Tanzmeister, denn als eine Art von — „Schindlubertonia“, für welche Rolle ihn seine etwas mangelhaften geistigen Gaben, seine Leichtgläubigkeit und hauptsächlich seine Gutmütigkeit ganz besonders geeignet machten. Vor Allen trieben die jungen Offiziere, deren Gesellschaft er übrigens besonders liebte, ihren Schabernack mit ihm und fast keine Woche verging, ohne daß dem „spanischen Grande“ — wie er in diesen Kreisen scherzweise genannt wurde — irgend ein Streich gespielt wurde. Doch Lora war immerhin stets klug genug, derartige Vorkommnisse, welche reichliche Veranlassung zum Lachen über ihn lieferten, niemals übel zu nehmen. Er lachte selbst herzlichst mit und freute sich darüber, daß er den Offizieren mit seiner Person so trefflichen Stoff zur Unterhaltung liefern konnte.

Dies war der Mann, der soeben auf eine ungewöhnliche Art, mittelst Purzelbaums, in's Lager eingezogen war, und man kann sich daher wohl denken, daß seine rasch bekannt gewordene Ankunft unter den in ihrer Restauration versammelten jungen Offizieren nicht geringen Jubel und natürlich alsbald die Lust in ihnen erweckte, ihm — wie stets — einen Posten zu spielen.

„Kamraden“ — rief der Lieutenant Göler von Ravensburg, ein junger Mann von prächtigem, athle-

tischen  
in sein  
nannt  
einen  
herein  
meiner  
wenig  
— fol  
nach

fiziere  
mit  
klärung  
vorher  
rasch  
sich  
Sara  
Lafol  
aus  
Vorb  
meist  
Bitte  
nen  
mit

Se  
mera  
und  
berfe  
send,  
jung  
Begl  
radar  
weg  
Min  
schon  
Lep  
mit  
jube  
An  
alsb  
ein f  
Glas  
seht  
ohne  
es sch  
„A  
Frei  
eing  
der  
For  
die  
an  
war  
dige  
der

der  
alle  
ihn  
mei  
Per  
und  
dem  
tru  
Sch  
mit



tischem Wuchs und so auffallender Schönheit, daß er in seinen Kreisen allgemein nur der „schöne Julius“ genannt wurde — hört mich: ich habe eine Idee für einen köstlichen Spaß. Lotset mir nur den Grande herein in unsere Kneipe und seist ihn\*) während meiner Abwesenheit ordentlich ein. Nach einiger Zeit, wenn er den Wein spürt, werde ich kommen und dann — sollt ihr Etwas erleben, was euch noch zehn Jahre nach eurem Tode freuen soll!“

„Hurrah, famos — famos!“ jubelten da die Offiziere und alle bestürmten ihren lustigen Kameraden mit Fragen, was er zu thun vorhabe.

Aber Göler verweigerte ihnen lachend jede Erklärung. „Wartet's ab“, sprach er. „Wenn ich's euch vorher mittheile, wird euch ja die Freude der Ueber-raschung verdorben. Nur du, Georg“ — wandte er sich an den neben ihm stehenden Lieutenant von Sarachaga-Uria, den Stieffsohn jenes Generals von Lasollave, mit welchem Lora's Eltern und dieser selbst aus Spanien gekommen waren — „du sollst um mein Vorhaben wissen, denn dir, dem Landsmann des Tanzmeisters, habe ich dabei eine besondere Rolle zugebacht.“

„Seinen Kameraden Adieu“ und „Auf Wiedersehen“ zurend, eilte der junge Offizier in Begleitung Sarachaga's hinweg und wenige Minuten später schon kehrte der Letztere zurück mit Lora, der jubelnd von den Anwesenden alsbald hinter ein schäumendes Glas „Sekt“ gesetzt wurde, denn ohne diesen gab es schon damals

keine reine Freude“ in Lieutenantskreisen. Das edle Raß floß — eingedenk der Mahnung Göler's — in Strömen und der Tanzmeister fühlte sich „im siebenten Himmel“. Fortwährend ward er zum Trinken genöthigt, so daß die Wirkung des rasch genossenen starken Weines bald an seinen etwas stierblickenden Augen zu erkennen war. Da plötzlich trat Göler ein, begrüßt von freudigen Zurufen seiner Kameraden, denn — jetzt sollte der Akt ja losgehen.

Lora hatte sich beim Eintritt des ihm als „Fidelsten der Fidelen“ bekannten Offiziers erhoben und gleich allen übrigen freudigst gegrüßt. Aber Göler schien ihn vollständig zu übersehen. Da sprang der Tanzmeister, der vermuthen mochte, die Kleinheit seiner Person sei hieran schuld, mit einem Satz auf den Tisch und bot einer allgemein üblichen Trinkerfittie gemäß dem Angekommenen sein gefülltes Glas zum Willkommenstrunk. Wie groß aber war des kleinen Männleins Schreck und Verwunderung, als Göler, statt ihm das

Glas abzunehmen, ihn mit einem zornigen Blick von oben bis unten maß und ihm zurief: „Sie sind hier? Und Sie wagen es gar, mir Ihr Glas anzubieten?! — dies meine Antwort!“

Und mit einem raschen Griffe erfaßte er den perlenden Champagnerfisch und schleuderte ihn zu Boden, daß er klirrend in Scherben zersplitterte.

Lora wußte nicht wie ihm geschah und spergte vor Entsetzen Mund und Nase auf. Die Offiziere aber drängten sich jetzt, ihr heimliches Lachen verbeißend, um ihren anscheinend höchst zornigen Kameraden und befragten ihn um die Gründe seines Thuns.

„So wißt ihr nicht, was dieser — Herr gethan hat?“ rief Göler. „Wohlan, so hört: er jagte vor kaum einer Stunde mit verhängten Zügeln direkt gegen das Zelt, in welchem die Großherzogliche Familie weilte!“

„A — a — aber Herr Baron“, unterbrach ihn Lora, vor Aufregung stotternd, „ist kan nig davor — die verfluchte Ferk sein mit mir échappé — durchgegangen!“

„Natürlich — ja, dies erklärt Herr Lora flugerweise jetzt!“ erwiderte Göler mit trefflich gespielter Entrüstung.

„Aber ist wohl anzunehmen, daß einem so ausgezeichneten Reiter, wie ihm, das Pferd durchgeht?“

„D — o, ist sein nit gute Reiter — ich versichere, meine liebe Freund!“

„Der Teufel ist Ihr lieber Freund, nicht ich!“ rief Göler heftig. „Ich sage, das war kein Zufall, es war ein glücklicherweise mißlungenes Attentat!“

„D — o — o, moi eine Attentat!“ schrie Lora, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend. „Was den Sie von mir!“

„Das Schlechteste, was man überhaupt denken kann!“ rief Göler. „Sie sind ein Demagoge!“

„D — o — o!“

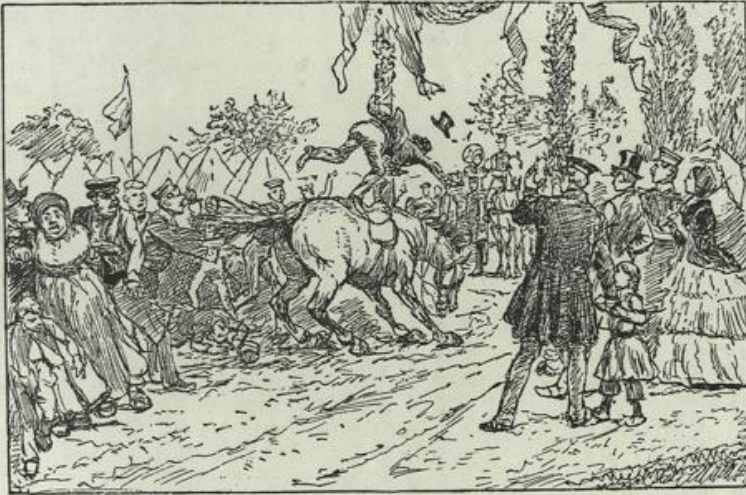
„Ein karlistischer Spion!“

„D du liebe Erzgott!“ jammerte der arme Tanzmeister. „Das is nit wahr!“

„Genug — genug!“ riefen jetzt die Offiziere, welche rasch Göler's Absicht begriffen. „Die Beschuldigung ist zu schwer — sie bedarf dringend der Widerlegung!“

Hilfesuchend blickte Lora im Kreise der Umstehenden umher nach einem Helfer in der Noth. Da winkte ihm mit ernster Miene Lieutenant von Sarachaga auf die Seite.

„Lora“, begann er alsbald, als er mit diesem allein war, „als Ihr Landsmann fühle ich mich verpflichtet, Ihre Partei zu ergreifen. Ich nehme natürlich als sicher an, daß die wider sie erhobene Beschuldigung unbegründet ist — ja, ja, ich glaube Ihnen, Lora“, fuhr er fort, als der kleine Mann Miene machte, sich in Versicherungen seiner Unschuld zu ergehen, „aber



Hoch im Bogen flog der Reiter über den Kopf des Pferdes hinaus.

\*) Eine allgemein übliche Redensart, die gleichbedeutend ist mit „betrunken machen“.



dann — werden Sie einsehen, daß das Auftreten Gölers schwer beleidigend für Sie ist — —

„O ja, sehr — sehr beleidigend!“ warf Lora ein.

„Und daß darum etwas geschehen muß — —“

Lora blickte den Lieutenant mit etwas verglasten Augen an. „Ja, ja,“ erwiderte er, „Sie hab' recht — ganz recht!“

„Sie müssen Herrn von Göler auffordern lassen, seine Beschuldigungen vor allen Anwesenden zurückzunehmen — —“

„Ja, ja!“ rief Lora eifrig.

„Und“ — fuhr Sarachaga ernstes Tones fort — „falls er sich weigern sollte, dies zu thun — ihn auf Pistolen fordern!“

Lora machte unwillkürlich eine Geberde des Schreckens. „Wie meinen Sie? — Wie?“ sprach er leise — „Pistolen — —“

„Es ist die unter Kavaliern einzig mögliche Art, Ehrenangelegenheiten zu ordnen!“

„Ja — ja, gewiß!“ erwiderte der Tanzmeister sichtlich geehrt durch diese Erklärung, welche ihn auf dieselbe gesellschaftliche Stufe mit seinem Gegner stellte. Immerhin aber gab er diese Zustimmung in unvertennbar zögerndem und kleinlautem Tone.

„Ich sehe voraus, daß es Ihnen nicht an Muth fehlt, für Ihre Ehre einzutreten — —“

„O — o, gewiß nicht!“

„Wohl denn, so werde ich also in Ihrem Namen von Herrn von Göler die Zurücknahme seiner Beschuldigung verlangen,“ sprach Sarachaga leise. „Ich hoffe, daß er sich dazu verstehen wird!“

„O — ich hoffe auch!“ entgegnete Lora.

„Wenn er's aber nicht thun will?“

„Ja — wenn er's nicht thun will, dann — dann —“

„Dann fordere ich ihn für Sie auf Pistolen!“

Sarachaga machte eine kurze Verbeugung und schritt hinweg zu seinem, in der entgegengesetzten Ecke des Wirtschaftsraumes von den Offizieren umgebenen Freund Göler.

„Wie ist's Georg?“ fragten Alle wie aus einem Munde. „Bringst du eine Ausforderung?“

„Widerruf der Beschuldigung oder im Weigerungsfall Duell auf Pistolen!“ entgegnete Saracha lachend.

„Bravo — bravissimo!“ jubelte leise der Kreis der Offiziere. Göler aber nahm sofort die Miene an, als ob er einer von Sarachaga gegen ihn ausgesprochenen Zumuthung eine entschiedene Weigerung entgegensetze

und rief so laut, daß der ängstlich lauschende Tanzmeister es hören mußte: „Niemals — nie und nimmer werde ich widerrufen, was meine Ueberzeugung ist. Dagegen bin ich bereit, seiner Forderung auf Pistolen Folge zu leisten — aber sogleich, Augenblicklich muß es geschehen. Geh' und sag' ihm dies!“

Sarachaga verweilte noch einen Augenblick im Kreis der heimlich lachenden Offiziere, um Lora glauben zu machen, er versuche den sich weigernden zur Annahme der ihm gemachten Vorschläge zu bringen. Dann endlich kehrte er zu dem aufgeregten in seiner Ecke harrenden Tanzmeister zurück.

„Es thut mir leid,“ begann er mit der Miene des Bedauerns, „Göler ist nicht zu bewegen, seine Beschuldigung zurückzunehmen. Dagegen will er Ihnen die verlangte Genugthuung nicht verweigern — er befehlt



Da sprang der Tanzmeister auf den Tisch, und bot dem angekommenen Göler sein gefülltes Glas.

jedoch darauf, daß das Duell sofort außerhalb des Lagers, beim Kugelfang stattfinden. Folgen Sie mir deshalb — ich werde die Ehre haben, Ihr Sekundant zu sein!“

Dem armen Tanzmeister stand der Angstschweiß auf der Stirne. Aber er konnte unmöglich seine Forderung zurücknehmen und den Schimpf der Beleidigung auf sich sitzen lassen, wenn er sich nicht für alle Zeiten in den Kreisen der Offiziere, deren Gesellschaft er so sehr schätzte, unmöglich machen wollte. Dies fühlte Lora und darum blieb ihm keine Wahl: er mußte sich entschließen, der Aufforderung „seines Sekundanten“ Folge zu leisten. Mechanisch, mehr todt als lebendig, schritt er an Sarachaga's Seite durch die langen Reihen der Zeltgassen aus dem

Lager und gelangte nach kurzer Wanderung zum Kugelfang, dem Ort, wo das Duell stattfinden sollte.

Unmittelbar nachher kam auch Lieutenant von Göler mit seinem Sekundanten, den Zeugen, einem Arzte und den übrigen Offizieren, sämmtliche zu Pferde. Die Herren saßen ab und begrüßten sich; der kritische Moment, in dem die Pistolen das letzte Wort sprechen sollten, war gekommen.

Die Distanzen wurden abgemessen, die Barrieren abgesteckt und sodann die Pistolen — lange, glatte Sattelpistolen — gebracht und von den beiden Sekundanten, dem Grafen von Enzenberg und Herrn von Sarachaga, geladen. Dann wurde durch den Unparteiischen, Lieutenant Großman, der nach den Duellregeln vorgeschriebene Versöhnungsversuch der beiden Gegner gemacht, aber Göler wies diesen schroff zurück

und so Wasser

D

Loos

Lora

ihn

den

gann

stole

Gegner

U

feuern

nete, f

— lag

G

schreck

Herzen

wenn

radezu

„das

U

des

den

zurück

Arzt

Unte

began

war

nur

Dau

ernste

wende

Arzt

steh

eine

des

sagte

daß

hier

sei.

Sara

bei

sunge

meist

ihm

Sie,

schne

lich

und

ehe

meist

wied

zehn

nute

Err

ja

„Wi

wird

Lora

reich

sich



und somit blieb nichts übrig, als die Entscheidung der Waffen.

Die beiden Duellanten traten, mit der ihnen durch's Goos zugefallenen Pistole in der Hand, auf ihre Plätze, Vora schwitzte große Tropfen und seine Kniee vermochten ihn kaum zu tragen. Doch aber raffte er im entscheidenden Moment als der Unparteiische zu zählen begann, allen seinen Mut zusammen, erhob seine Pistole — zielte — und schoß gleichzeitig mit seinem Gegner auf das verhängnisvolle „Drei!“

Unwillkürlich hatte Vora im Moment des Abfeuerns die Augen geschlossen; als er sie wieder öffnete, fühlte er sich völlig unverletzt, sein Gegner aber — lag schwer getroffen, regungslos an der Erde.

Entsetzt stand der unglückliche Schütze bei diesem schrecklichen Anblick. In der Gutmütigkeit seines Herzens war ihm der Gedanke, einen Menschen — wenngleich nothgedrungen — getödtet zu haben, geradezu furchtbar. „O mein Gott!“ — rief er aus — „das haben ich nit gewollt — das nit!“

Und thranenden Auges wollte er sich an dem Körper des Schwerverletzten niederwerfen, aber die Umstehen-

den hielten ihn zurück, da der Arzt soeben seine Untersuchung begann. Diese war übrigens nur von kurzer Dauer. Mit ernster Miene wendete sich der Arzt zu den Umstehenden und eine Bewegung des Bedauerns sagte denselben, daß seine Kunst hier vergeblich sei. Da stürzte Sarachaga herbei zu dem fangsungslosen Tanzmeister und rief ihm zu: „Fliehen Sie, Vora, so schnell wie möglich — Göler ist todt, oder wenigstens so gut wie todt und — die Duellgesetze sind streng! Schnell zu Pferde, ehe es rückbar wird!“

„O du liebe Errgott!“ jammerte der arme Tanzmeister. „Todt — todt? Sein er wirklich ganz todt?“

„Maustodt — mitten in's Herz getroffen!“ erwiederte Sarachaga. „Darum fort, wenn Sie nicht zehn Jahre eingesperrt sein wollen — rasch, die Minuten sind kostbar!“

„Zehn Jahr?“ rief Vora entsetzt. „Errgott, — Errgott, wo sein meine Schimmel?“

„Ihr Schimmel? — der ist im Lager — wir kamen ja zu Fuß heraus!“

„O — o —, ich wollen ihn schnell holen!“

„Nein, dazu ist keine Zeit!“ entgegnete Sarachaga.

„Wissen Sie was — nehmen Sie Gölers Rappe: er wird ihn nie mehr nöthig haben!“

Auf einen Wink ward der Rappe gebracht und Vora in den Sattel gehoben. Fliehen Sie nach Frankreich“, rief ihm Sarachaga noch, „dort sind Sie sicher!“

Einen Augenblick später jagte der Tanzmeister

dahin, querselbein, „daß Kies und Funken stoben,“ dem Rheine zu.

Kaum aber war er außer Gehörweite, so brach im Kreise der Offiziere ein Gelächter los, das — selbst Tode zu erwecken im Stande war, denn plötzlich sprang der Erschossene auf von der „blutgetränkten“ Erde und wollte sich, gleich seinen Kameraden, ausschütteln vor Lachen über den „wohlgelungenen Witz.“ — Die Pistolen waren natürlich „blind“ geladen und Göler's Verwundung nur eine fingirte gewesen. —

Vora gelangte unangefochten bei Marau über den Rhein und nach Lauterburg auf französisches Gebiet. Im Gasthaus „zur Blume“, wo er wohlbekannt war, beschloß er zunächst zu bleiben. Beim Absteigen von seinem schweißbedeckten Pferde aber machte er eine merkwürdige Entdeckung. Seine helle Hose war an den Stellen, wo sie mit dem Pferde in Berührung gekommen war, vollständig — schwarz geworden, Göler's Rappe hatte abgefärbt. Erstaunt untersuchte er unter Beihilfe des Hausknechts das seltsame Tier und — stand erstarrt: der Rappe ward mittelst Wasser und Seife zum Schimmel, zu demselben „Schimmele“, auf dem er seinen eigen-

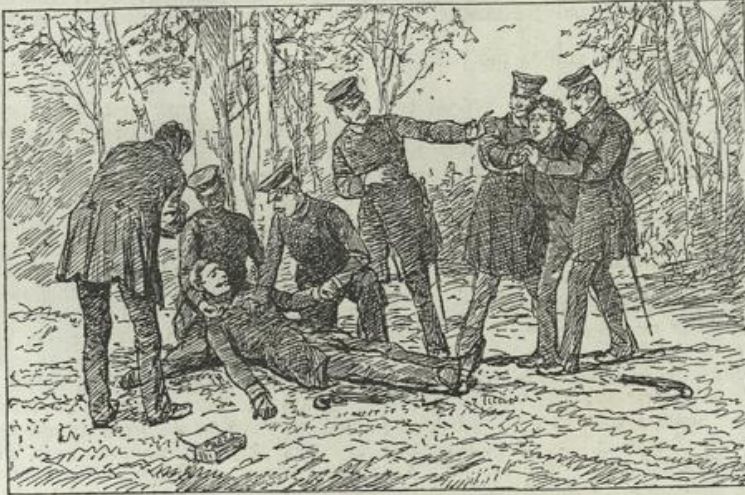
thümlichen Einzug in's Lager gehalten hatte.

Bewundert schüttelte der gute Tanzmeister den Kopf, doch ein Argwohn über die ganze Größe der mit ihm verübten Mystifikation kam darum nicht in seine Seele. Er war ja an derartige Spässe der ihm befreundeten Offiziere gewöhnt; nur darüber war er erstaunt, daß Jemand in dem ernstesten Augenblick, wo

es sich um einen Zweitaupf auf Leben oder Tod handelte, an einen Scherz denken konnte.

Vora blieb eine ganze Woche in Lauterburg. So gleich am Tage nach seiner Ankunft hatte er an „seinen Sekundanten“, Herrn von Sarachaga, geschrieben und ihn um Mittheilungen über den Stand seiner Angelegenheit gebeten. Bis zum Eintreffen der ersehnten Nachricht wachte er mit jedem neuen Morgen eifrig in der „Karlsruher Zeitung“ und anderen deutschen Blättern nach einer Notiz über sein im Lager stattgehabtes Duell und dessen unglücklichen Ausgang. Aber zu seiner großen Verwunderung fand sich in keinem der gelesenen Blätter irgendwelche Nachricht hierüber. Endlich aber am achten Tage nach seiner Flucht erhielt er einen Brief Sarachaga's der ihm die Mittheilung machte, daß die anfangs tödtlich erscheinene Verwundung Göler's sich nachträglich als ganz geringfügig herausgestellt habe, so daß er — Vora — unbesorgt zurückkehren könne, da kein Einschreiten der Gerichte stattfinden werde.

Unser guter Tanzmeister athmete auf. Auch jetzt kam ihm kein Gedanken an getriebenen Akt; er freute



„Und thranenden Auges wollte er sich auf den Schwerverletzten werfen.“



sich nur herzlich darüber, daß Göler noch lebte und daß die furchtbare Dual, welche ihm das Bewußtsein, einen Menschen getödtet zu haben, verursachte, nunmehr von seiner Seele genommen war.

Er hat es nie erfahren — oder vielmehr nie geglaubt, daß sein Duell mit Göler nur ein fingiertes war. Wie sehr er auch in späterer Zeit wegen seines seltsamen Zweikampfes aufgezo-gen und „verhönigelt“ wurde, er ließ es lächelnd geschehen — er wußte es ja besser.

Wertwürdig aber ist es, wie das Schicksal den guten Tanzmeister an den Veranstaltern jenes „Scherzes“ gerächt hat.

Auf derselben Stelle, wo Göler seinen Scheinkampf mit Lora hatte, — am Kugelfang des Artillerielagerplatzes bei Forchheim — focht er zwei Jahre später im Sommer 1842, einen wirklichen Ehrenhandel mit einem russischen Offizier, einem Herrn von Verevline, aus. Der Russe blieb todt auf dem Platze, aber auch Göler selbst wurde schwer in die Brust getroffen und starb zwei Tage nachher an den Folgen seiner Verwundung zu Karlsruhe.

Gölers Freund, Lieutenant von Sarachaga fiel einige Monate später, gleichfalls im Zweikampfe, mit Baron Moriz von Haber.

Graf Heinrich von Enzenberg erschloß sich selbst im Jahre 1846.

Auch Großmann, der „Unparteiische“ bei Gölers Scheinkampf mit Lora, gab bei Ausbruch der Militär-Revolution im Jahre 1849, als seine Kanoniere ihm den Gehorsam verweigerten, sich selbst den Tod durch einen Pistolenschuß.

Gewiß ein eigenthümliches Zusammentreffen von Umständen, das unwillkürlich an „die rächende Hand des Schicksals“ der Alten mahnt.

### Ein deutscher Helden-Priester.

Historische Skizze von M. W. A. A. A.

Es war in jener unglückseligen Zeit, die während des ersten französischen Kaiserreichs nach der Niederwerfung Preußens und Oesterreichs über unser Vaterland und speziell über Norddeutschland hereingebrochen war, indem der Sieger Napoleon, der zu jener Zeit auf dem Gipfel seiner Macht stand, nach der im Juli 1810 schon verfügten Vereinigung Hollands mit Frankreich nunmehr im Dezember des gleichen Jahres auch die ganze Nordküste Deutschlands bis zur Ostsee hin seinem Reiche einverleibte. Mit einem Federzuge wurden solcherweise das Herzogthum Oldenburg, das Fürstenthum Bremen, die drei Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen mit ihren Gebieten, ein Theil Westphalens mit der Stadt Münster, ebenso ein Teil von dem eben erst an König Jerome abgetretenen Hannover mit Osnabrück, Verden und Lüneburg, also das ganze Mündungsgebiet der Ems, Weser, Elbe und Trave dem deutschen Vaterland entrissen und dem zusammen-eroberten ungeheueren Reiche des kühnen Corsen beigefügt.

Zum Generalgouverneur des „Departements der Elbmündungen“ mit dem Sitze in Hamburg wurde Napoleons Freund und einstiger Mitschüler zu Brienne, Marschall Davoust, Herzog von Auerstädt und Fürst von Schmühl ernannt und dieser übte daselbst eine Gewalt-herrschaft ohne Gleichen aus. Wer auf irgend eine Weise sich seinen Anordnungen widersetzte, oder ver-dächtig ward, gegen Frankreich „mit den Feinden des Vaterlandes“ zu konspiriren, war entweder ein Kind des Todes, oder wenigstens einer langwierigen harten Kerkerhaft verfallen. Dabei machte sich Davoust das

grausame Vergnügen, die unglückliche Einwohnerschaft fortwährend zum Widerstand gegen seine Tyrannenherrschaft zu reizen, indem er Dinge zu thun befahl, welche die im Herzen gut deutsch verbliebenen Leute nur mit Widerstreben und geheimer Wuth vollführen konnten. So hatte er unter anderem befohlen, daß in allen Kirchen in das am Schlusse des Gottesdienstes zu sprechende Gebet ein Satz eingefügt werde, in welchem der Kaiser Napoleon und seine Regierung der Gnade und dem Schutze des Allmächtigen empfohlen ward. Dieser Befehl verletzte die Hanseaten in ihren heiligsten Gefühlen der Liebe zum angestammten deutschen Vaterlande, aber gleichwohl wurde ihm, der Gewalt weichen-d, von sämmtlichen Geistlichen des Departements Folge geleistet — mit Ausnahme eines Einzigen, des Pfarrers der kleinen, reformirten Gemeinde zu Lübeck, Johannes Geibel, des Vaters unseres unsterblichen Dichters Emanuel Geibel.

Dieser kühne Priester, der im Jahre 1798 nur zweiundzwanzig Jahre zählend zum Pastor von Lübeck gewählt wurde, war ein Mann von stattlicher Erscheinung, großen Geistesgaben und ächt deutschem Herzen. In gewaltiger poetischer Rede voll Ueberzeugungstreue, doch ohne jeglichen Zelotismus, wußte er auf der Kanzel zu den Herzen seiner andächtigen Zuhörer zu sprechen und ebenso verstand er mit seltener Beredsamkeit, dieselben in jener Zeit der Trübsal und Not zu ruhigem Ausharren und zum Beugen unter die nach Gottes Rathschluß ihnen auferlegte Gewalt-herrschaft zu ermahnen. „Es sind Tage der Läuterung“, rief er prophetischen Geistes mit gewaltiger, sonorer Stimme, „Tage der Prüfung, die vorübergehen werden, wenn ihr nur treu im Glauben und Hoffen auf euren Gott und in der Liebe zu unserem deutschen Vaterlande verbleibet. Er, der die Gewaltigen dieser Erde mit einem Zucken seiner Wimpern zu vernichten vermag, er wird, wenn der Tag und die Stunde gekommen ist, der Herrschaft des fremden Usurpators ein Ende bereiten und euch von aller Qual und Not befreien. Ihm vertrauet und er wird euch helfen!“

An diesen Mann mit dem nie verzagenden Glauben und Herzen erging nun, wie an alle seine Amtscollagen, der Befehl des Generalgouverneurs, Marschall Davoust, für Napoleon zu beten. Aber der deutsche Priester war unvermögend, das Gebet zu einer Lüge zu mißbrauchen, die sein Herz verdammt: er gehorchte dem Befehle nicht. Diese Unbotmäßigkeit blieb natürlich seitens der französischen Polizei nicht unbemerkt und wurde Davoust berichtet. Die Folge war, daß Geibel sofort verhaftet und vor den Marschall geführt wurde. „Weßhalb waren Sie widerspenstig gegen meinen Befehl?“ fuhr Davoust ihn barsch an.

„Weil ich ihm als Deutscher nicht gehorchen konnte, ohne mich einer Ehrlosigkeit schuldig zu machen, und als Priester im Hause Gottes keine Lüge aussprechen durfte und wollte!“ gab Geibel unerschrocken zur Antwort.

Der Marschall runzelte die Stirne. „Wissen Sie“, rief er drohend, „daß ihr Leben auf dem Spiele steht, wenn Sie den Anordnungen der Regierung trohen?“

Aber Geibel ließ sich nicht einschüchtern. „Das ist mir wohlbekannt“, sprach er vollkommen ruhig, „dennoch aber konnte ich nicht anders handeln, ohne mich vor mir und — vor Ihnen selbst, Herr Marschall, verächtlich zu machen. Denken Sie sich, ich bitte, einmal denselben Fall in Ihrem französischen Vaterlande: würden Sie einen französischen Priester achten können, der den Feind und Eroberer Frankreichs in sein Gebet einschloß? Als tapferer Soldat und Ehrenmann können



Sie diese Frage mit gutem Gewissen wohl nicht bejahen. Darum, Herr Marichall, verfahren Sie mit mir, wie Sie wollen und dürfen, aber so lange ich lebe und atme, bete ich nicht für den Feind meines Vaterlandes und wenn ich nur die Wahl habe zwischen Ehrlosigkeit und Tod, so ziehe ich den letzteren einem Leben voll verdienter Schmach und Schande vor!"

Da blickte ihm der Marichall erstaunt in's flammende Auge. Er konnte sich nicht enthalten, den Mann zu bewundern, der so furchtlos, trotz des drohenden Todes, ihm und seinem Gebote zu trotzen wagte. Der Muth des Helden im Priesterroche imponirte dem tapferen Soldaten. Fast freundlich nickte er ihm zu und entließ ihn frei nach Hause. Unangefochten, ohne das befohlene Gebet für Napoleon zu sprechen, verblieb er auf Davoust's spezielle Weisung hin an der Spitze seiner Gemeinde.

Als jedoch nach dem „russischen Winter“ und dem Untergang der großen Napoleonischen Armee der „preussische Frühling“ des Jahres 1813 kam und die beiden Schwesterstädte, Hamburg und Lübeck beim

Nahen des russischen Generals von Tettau sich erhoben, um das so lange getragene Joch der französischen Herrschaft abzuschütteln, da war es wieder unser Johannes Geibel, der von der Kanzel herab die Söhne seiner Gemeinde mit mächtig begeisterndem Wort zur rettenden That entflammete und sodann auf offenem Markte die von den Frauen und Jungfrauen gestickten Fahnen weihte, mit denen die ersten Freiwilligen zur Befreiung des Vaterlandes zu Felde zogen.

Aber diese kühne That sollte schweres Ungemach über ihn bringen, denn zwei Monate später kamen die im ersten Schrecken unter Cara St.-Cyr. abgezogenen Franzosen wieder zurück, da Tettauborn's Streitkräfte viel zu schwach zu einem erfolgreichen Widerstand waren, und jetzt wurde der wackere Pastor als „Verräther des Vaterlandes“ geächtet. Um dem sicheren Tode zu entgehen, mußte er sich nach Schweden flüchten.

Ueber ein halbes Jahr war Geibel genöthigt, an diesem Zufluchtsorte zu verbleiben. In stiller Zurückgezogenheit lebte er hier, verborgen und gegen den Zorn seiner und seines Vaterlandes Feinde gerichtet, in einem kleinen Fischerdorfe am Sund, in der Nähe der Stadt Malmö. Aller Welt unbekannt, unter einem angenommenen Namen, wohnte er im Hause des ihm aus seinen Unversitätsjahren befreundeten Pastors des Dorfes und beschäftigte sich lediglich mit theologisch-wissenschaftlichen Studien und schriftstellerischen Arbeiten. Auch seine ersten dichterischen Versuche machte er hier. Er war — gleich seinem großen Sohne — eine durch und durch

poetische Natur und seine aus jener Zeit stammenden Gedichte, meist religiösen oder patriotischen Inhalts, zeichnen sich ebensowohl durch ihren inneren Gehalt, als durch eine schöne, ernste und gewichtige Sprache bei hoher Formschönheit aus.

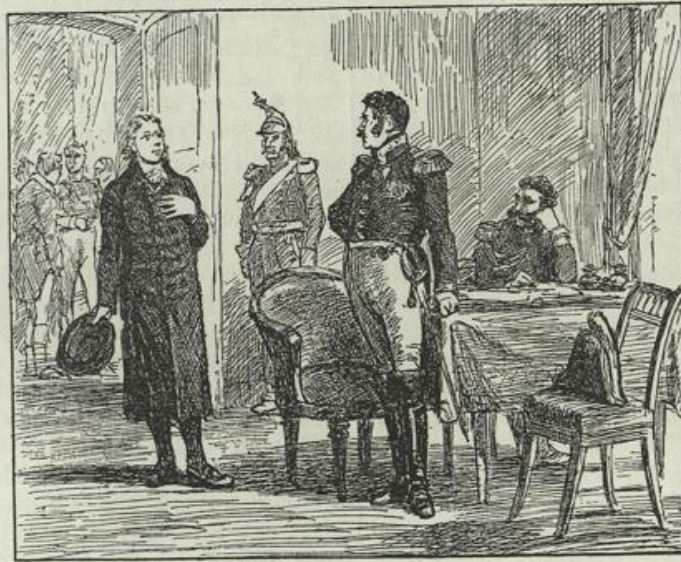
Endlich aber, an Weihnachten 1814, konnte er in die Heimath und den Kreis der Seinigen zurückkehren, da um diese Zeit der russische General Graf Bennigsen mit einem starken Heere kam und den Norden — Hamburg allerdings erst nach halbjähriger Belagerung — von Franzosen säuberte.

Von nun an verblieb Pastor Geibel ruhig und ununterbrochen bis in's hohe Greisenalter, hoch geachtet und geliebt von Alt und Jung, zu Lübeck. Erst nach fast fünfzigjähriger seelsorgerischer Thätigkeit, im Frühjahr 1847, legte er sein Amt nieder, um nach dem Tode seines treuen Weibes in stiller Zurückgezogenheit den Rest seiner Tage zu verleben. Am 25. Juli 1853 starb er in frommem Gottvertrauen, sanft und ruhig, auch im Tode noch ein Held. Er wurde auf dem St. Lorenzkirchhofe vor dem Holstenthore beerdigt. Ueber

seinem Grabe ist ein einfaches Eisenkreuz errichtet mit der Inschrift: Johannes Geibel, weiland Pastor der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Lübeck, geb. den 1 April 1776, gest. den 25. Juli 1853.

Wenn der Kallendermann eine Zeile beifügen dürfte und könnte, so wäre es folgende:

„Er war der Besten und Edelsten Einer seines Volkes, ein deutscher Helden-Priester.“



„Würden Sie einen französischen Priester achten, der den Feind in sein Gebet einschließt?“

(Kaiser Josef II.) Als eine Generalswitwe von alt-adeligem Hause um eine Infanterie-Kompagnie für ihren Sohn Kaiser Josef II. gebeten hatte, schrieb er Folgendes zur Antwort:

„Ich sehe die Verbindlichkeiten eines Monarchen gar nicht ein, daß er einem seiner Unterthanen darum eine Stelle verleihen solle, weil er ein Edelmann von Geburt ist. Man kann der Sohn eines Generals sein, ohne die geringste Anlage zum Offizier zu haben, ein Kavaliere von guter Familie sein, ohne andere Verdienste zu besitzen, als durch Zufall ein Adliger zu sein. Ich kenne Ihren Sohn, und ich kenne, was zum Soldaten gehört. Weswegen ich Sie bedaure, Madame das ist, daß Ihr Sohn weder zum Offizier, noch zum Staatsmanne oder zum Priester taugt. Kurz gesagt, daß er nichts als ein Edelmann und das von ganzer Seele ist. Danken Sie es Ihrem günstigen Schicksal, daß es, indem es Ihrem Sohne alle Talente versagt, ihn zugleich in den Besitz ansehnlicher Güter versetzt habe, die ihn dafür hinlänglich entschädigen, und die ihm zugleich meine ganze Gnade entbehrlich machen.“



### Hegel als Abgeordneter der ersten Kammer.

Einen tüchtigen und zugleich trefflichen Mann kann man zu Vielem brauchen. Der schüchterne Knabe von Hausen — wie er es sich nicht hatte träumen lassen, daß er einst in der Residenz als hochgeachteter Lehrer wirken und durch seine Lieder und den Hausfreund ein Liebling eines ganzen Volkes werden würde, so hat er wohl selbst als gefeierter Professor in Karlsruhe kaum daran gedacht, daß er noch an die Spitze der Geistlichkeit gestellt würde und in Folge dessen in der ersten Körperschaft des Landes sitzen und da seine Stimme abgeben sollte in den wichtigsten Angelegenheiten des Volkes. Das ging so zu.

Unter'm 22. August 1818 hatte Großherzog Karl die Urkunde der neuen Landständischen Verfassung Badens „als das Werk seiner innern freien und besten Ueberzeugung“ unterzeichnet und alsbald wurde sie veröffentlicht.

Jubel ging durch's ganze Land. Adressen aus den Bezirken des Landes, Deputationen von Gemeinden und Vereinen sprachen es laut aus, mit welch' freudigen Gefühlen das Land diese neue Ordnung des Staatslebens begrüßte. Aus der Feder des gefeierten Staatsraths Nebenius geschlossen, war sie unbedenklich die liberalste der damaligen Zeit und es wurde in derselben dem badischen Volke eine Reihe der kostbarsten Rechte zugesichert, die seine Unabhängigkeit, und Mitwirkung bei allen wichtigen Handlungen des Staatslebens begründeten und auf das Gesamtleben des Volkes einen wohlthätigen Einfluß übten: Gleichheit Aller vor dem Gesetz, Beitrag aller Stände zu den öffentlichen Lasten, Pressfreiheit, das Recht der Steuerbewilligung, das Recht zu Vorstellungen und Beschwerden, zur Bitte um Erlassung von Gesetzen. Die Verhandlungen sollten öffentlich sein und die Verfassung selbst konnte verbessert werden, wenn zwei Drittel der Volksvertreter in beiden Kammern für eine Aenderung stimmten.

Das waren Anfänge, die freilich erst nach schweren Kämpfen sich einlebten und zur vollen Geltung gelangten, aber sie sind die Grundlage jener Rechte, die das badische Volk heute besitzt und die durch Großherzog Leopold und vornehmlich durch Großherzog Friedrich in freiem Geiste weiter geführt werden.

Großherzog Karl war bald nachher gestorben und so wurde die Kammer am 22. April 1819 durch seinen Nachfolger Großherzog Ludwig eröffnet. Diese Eröffnung bezeichnet eine der

denkwürdigsten Perioden nicht bloß in der Geschichte des badischen Volkes, sondern der gesammten deutschen Nation; denn es wehte in dieser ersten Session der badischen Kammer jener Geist der Freiheit und Vaterlandsliebe, wie er in den schweren Kämpfen gegen Napoleons Zwingherrschaft groß geworden war: die Augen von ganz Deutschland waren, wie später in den dreißiger und vierziger Jahren, schon damals auf die Verhandlungen der badischen Stände gerichtet. Und mit vollem Rechte; denn der zweiten Kammer gehörten Männer von bewährter, weithin bekannter patriotischer Gesinnung an, wie von Liebenstein, Logbeck von Lahr, Dekan Fecht, Winter von Heidelberg, Duttlinger; und in der ersten Kammer ragten hervor: Fürst Egon von Fürstenberg, Freiherr von Türckheim, der gefeierte Bisthumsverweser Bessenberg, der Rechtsgelehrte Thibaut, von Heidelberg und für Freiburg Karl von Rottek. Auch Hegel war nach den Bestimmungen der Verfassungen als Prälat in diese Körperschaft als Vertreter der protestantischen Kirche berufen, wie Bessenberg seinerseits die katholische Kirche vertrat.

Welcher Geist in den beiden Kammern herrschte, zeigen vor allen die von ihnen ausgehenden Motionen d. h. Anträge auf Erlassung von gewissen Gesetzen. So brachte der Deputirte v. Logbeck eine Bitte ein, um Einleitungen beim Bundestag oder wenn dieser Weg nicht zu einem erwünschten Ziele führen sollte, bei den einzelnen Regierungen, zur Herstellung eines freien Verkehrs im Innern Deutschlands; von Liebenstein begründete eine Motion um Einführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens in bürgerlichen und peinlichen Rechtsachen. Andere Anträge galten der Ablösung der Zehnten, der Abschaffung der Frohnden, der Einführung der Schwurgerichte, der Erfüllung der zugesagten Pressfreiheit (Winter von Heidelberg). In der ersten Kammer kam der Antrag um Freiheit des Verkehrs in gleich entschiedener Weise zur Sprache auf Grund einer Eingabe des deutschen Gewerbevereins von Frankfurt und durch eine Bittschrift von 80 Fabrikanten aus ganz Deutschland, eingebracht von dem später so berühmt gewordenen Verfechter der Handels- und Landwirthschaftsinteressen, von Friedrich List. In diesen Eingaben heißt es z. B.: „38 Zoll- und Mauthlinien in Deutschland lähmen den Verkehr im Innern und bringen ungefähr dieselbe Wirkung hervor, wie wenn jedes Glied des menschlichen Körpers unterbunden wird.“ „Um von Hamburg nach Oesterreich, von Berlin nach der Schweiz zu handeln, hat man zehn Staaten zu durchschneiden, zehn Zoll- und



Mauthordnungen zu studiren, zehnmal Durchgangszoll zu bezahlen!" — Welche Zustände gegen heute!! Freiherr von Türckheim beantragte Einleitungen zu einer allgemeinen deutschen Gesetzgebung am Bundestag.

Hebel widmete seine Aufmerksamkeit mehr Fragen innerer Art, die seinem Berufe näher lagen: Ausbildung der Geistlichen, Abhilfe des Priester mangels, Verbesserung der Sonntagsfeier, Unterstützung invalid gewordener Geistlichen, der Pfarrwittwen und Pfarrwaisen.

Eine lebhaftere Auseinandersetzung fand bei der Frage nach Errichtung von katholischen Konvikten statt, über die Hebel Berichterstatter war; er erklärte sich im Sinne Wessenberg's, welcher sich von diesem Zusammenleben der jungen Geistlichen unter einer väterlichen Leitung viel Gutes versprach. Aber Rotteck sprach anders über solche Einrichtungen: „Man will nicht allgemeine Veredelung und wissenschaftliche Bildung, sondern besondere Standestugenden ziehen und verfolgt besondere kirchliche Zwecke.“

Zur Verschärfung der Sonntagsfeier und Hebung der sittlichen Zustände waren von Wessenberg örtliche Sittengerichte beantragt worden. Auch gegen diese Einrichtung erhebt sich Rotteck: Ohne Despotie werde nicht einmal der Bürger mittlerer Klasse vor denselben erscheinen, viel weniger die höheren Klassen. In den Städten seien sie gar nicht durchführbar.“ Hebel nahm Wessenberg in Schutz, mußte aber erleben, daß selbst Markgraf Leopold und die Regierung im Sinne Rottecks sich aussprachen und die Sittengerichte zwar eingeführt wurden, aber nur mit dem Recht zu Ermahnungen, ohne Strafe aussprechen zu dürfen. Günstigeren Erfolg hatte Hebel in seiner Motion um Aufbesserung der Pfarrwittwen und Waisen und um Errichtung eines Schullehrerseminars, insofern noch während der Verhandlungen eine allerhöchste Entschließung erschien, eine solche Anstalt zu gründen.

Interessant waren auf demselben Landtag die Verhandlungen gegen eine Einrichtung, die uns heute als ein vollständiges Räthsel erscheint. Es ist das die Beschränkung der Studienfreiheit.

Um „die Konkurrenz zu beschränken“, war schon im Jahre 1810 die Anordnung getroffen, daß zum juristischen und kameralistischen Examen die Erlaubnis des Ministeriums eingeholt werden müsse; bald wurde diese Forderung auch auf die Medizin, die Philologie, die Forstwissenschaft, die Mathematik, endlich sogar auf die Chirurgie ausgedehnt und auch Ausländer durften nur mit Staatserlaubnis Philosophie-Kurse durchmachen;

Hebel's Rheinl. Gausfreund.

für Söhne von Nichtbeamten wurde eine Kaution von 8000 fl. = 13,000 M. verlangt. Rotteck beantragte eine Motion auf Aufhebung dieser Beschränkungen; dieselbe wird einstimmig in Betracht gezogen und Hebel in die betr. Kommission gewählt.

Bei dem Antrag desselben Abgeordneten von Freiburg auf Wahrung der Rechte des Staates bei der Wahl des Erzbischofs hatte Rotteck vor den Gefahren gewarnt, welche an ein Konkordat sich anschließen würden. Seinen Antrag aber ließ man in Folge vertraulicher Mitteilung der Regierung fallen.

Der Landtag 1820 wurde unter den ungünstigsten politischen Verhältnissen eröffnet. Die Versammlungen der Burschenschaften auf der Wartburg zur Erinnerung an die Reformation und die Völkerschlacht bei Leipzig am 18. Okt. 1817, die überreichte That des schwärmerischen Burschenschafters Gg. Sand, der am 20. März 1819 den von der öffentlichen Meinung des Verrats an Deutschland angeklagten russischen Staatsrat v. Kogebue in Mannheim ermordete, gab den Anstoß zu einer allgemeinen Verfolgung der liberalen Bestrebungen durch den Bundestag und führte zu den sogenannten Karlsbader Beschlüssen vom 20. September 1819, durch welche die Meinungsäußerungen in der Presse und in Druckschriften einer strengen Zensur unterworfen wurden.

Diese Maßregeln spiegelten sich auch im Landtag wieder. Es ergingen nach der Vertagung des früheren Landtags strenge Befehle, nirgends eine Besprechung der Abgeordneten mit ihren Wahlmännern zu dulden. Als die Kammern eröffnet wurden, fehlten in der zweiten Kammer v. Liebenstein und Duttlinger, denen anfangs der Urlaub verweigert worden war. Bürgermeister Winter von Heidelberg war in eine Kriminaluntersuchung verwickelt worden und hatte seit März 1820 in seinem Hause Arrest mit vorgesezter Polizeiwache; zugleich war ihm der Verkehr mit Bürgern und Fremden untersagt. In der ersten Kammer erhielt v. Rotteck nur einen beschränkten Urlaub und der Rechtsgelehrte Thibaut von Heidelberg blieb freiwillig weg. Außerdem brachte die Regierung eine Abänderung des Wahlgesetzes ein.

In der zweiten Kammer wurden die Urlaubsverweigerungen alsbald zur Sprache gebracht (Berichterstatter Dekan Fecht) und auch gegenüber dem Antrag in Betreff des Wahlgesetzes nahm die Kammer eine entschiedene Haltung ein. Da gab unerwartet die Regierung in allen Fragen nach und nun bemühten sich auch ihrerseits die





J. H. FREYHERR VON WESSENBERG.  
*General Vize- u. Bisthums-Vizekanzler*



CARL VON ROTTECK.  
*Hofrath und Professor der Rechte  
geboren 17 July 1768*



LEOPOLD  
*Gräfin von Baden*



CARL EGON  
*Fürst von Bismarck*



DR. I. G. DUTTLINGER.  
*Professor der Rechte*





A.F.I. THIBAUT.



BUCHHÄNDLER  
WINTER.



*Freyh.*



FREYHERR L.A.E. VON LIEBENSTEIN.  
*geboren 17. November 1781.*



I.P. HEBEL.  
*Druck*



Dr. Joseph KERN  
*geboren 24. März 1789.*



Abgeordneten, mit derselben Frieden zu machen. Im weitern Verlauf war die wichtigste Verhandlung von allgemeinem Interesse die Motion Rottcks in der ersten Kammer, in welcher überhaupt der Schwerpunkt der Verhandlungen ruhte, auf Milde rung der durch die Karlsbader Beschlüsse veranlaßten Preßgesetze, die Baden in strenger Weise durchführte. So wurde, wie v. Rottck darlegte, in einer gegen den Professor Paulus in Heidelberg gerichteten Schrift, die aber die wissenschaftliche Bedeutung des Mannes anerkannte, sogar die Worte „scharfsinnig, gelehrt, verdienstvoll“ gestrichen.

Rottck schloß seine Rede mit den Worten: „Mag die heutige Weltlage der Gestattung einer Freiheit, wie die Theorie sie erheischt, ein noch so scheinbares Bedenken entgegensetzen, einen so drückenden Zwang, wie der, unter welchem wir seufzen, kann keine Weltlage rechtfertigen“.

Bei der Diskussion gab zuerst Fürst Georg v. Löwenstein-Wertheim ein ganz schauerliches Bild von den Wirkungen der Preßfreiheit: „Schonungslos greift sie die bestehenden Staatsverfassungen, schonungslos die zartesten Bande, schonungslos die heiligsten Verhältnisse an. Religion, Tugend, Sittlichkeit, häusliches Glück, die höchsten Güter des Menschen sind in ihren Augen bloße Phantome. — Durch trügerische Sophismen, in einer oft alles sittliche Gefühl beleidigenden Sprache sucht sie ihren verabscheuungswürdigen Grundsätzen Eingang zu verschaffen und, indem sie das Glück von Tausenden untergräbt, ladet sie den Fluch dieser Tausende, ja oft den Fluch ganzer Nationen auf sich.“ —

Erhebende Worte sprach der Bisthumsverweser Freiherr v. Wessenberg: „Die deutschen, wie alle Völker, bei denen Geistesbildung und bürgerliche Freiheit Hand in Hand gehen, erblicken in dem gesetzlich geordneten freien Gebrauch der Presse eine Schutzwehr für beide. Ein Gesetz, das die Preßfreiheit nimmt, ist noch weit entfernt, ihrem Mißbrauch zu wehren. Dieser fährt fort, ungestrast im Dunkeln zu spuken. Hundert Organe der Wahrheit werden vielleicht verstummen; aber um so ungescheuter zischeln die Zungen lichtscheuen Betrugs und frecher Schmähsucht; ja die schamloseste Lüge und Täuschung tritt um so beherzter auf. . . . Wie kraftlos bloße Zwangsgebote sind, davon hat uns die neueste Zeitgeschichte ein großes weltgeschichtliches Beispiel geliefert. Während die leise Ahnung, daß irgend ein Blatt der Person des Allgewaltigen mißfällig sein könnte, der furchtsamen Dienstbesessenheit genügte, um es zu unterdrücken, bildete sich im Stillen unaufhaltsam

jene durch Gewalt zum Schweigen genötigte Opposition, jene allgemeine Verschwörung der öffentlichen Meinung, jener edle Unwille der Völker, der plötzlich wie ein Sturmgewitter auf das Riesengebäude des Einen losbrach und es in den Staub warf.“ Hebel war zum Berichtstatter in der Angelegenheit gewählt worden. Durch eine eigene Ironie des Schicksals war er zugleich Mitglied des Oberzensurkollegiums und suchte die Regierung gegen manche Beschuldigung Rottcks als Uebertreibungen in Schutz zu nehmen.

Mein in seinem Bericht trat er im Wesentlichen den Ausführungen Rottck's bei und beantragte eine Milde rung der Maßregeln und will namentlich, daß die wissenschaftliche Untersuchung der Wahrheit nicht gehindert werde.

Der Kommissionsantrag auf Milde rung des Preßzwangs wurde einstimmig angenommen, selbst Fürst Löwenstein und die Regierung stimmten zu.

Auch dem Landtag 1825, dem fast alle oppositionellen Abgeordneten theils durch Urlaubsverweigerungen, theils durch Wahlbeeinflussungen fern gehalten waren, wohnte Hebel an; er trat für die Befreiung der Geistlichen vom Militärdienst ein; ferner für die Errichtung einer Blindenanstalt und Taubstummenanstalt; zugleich nahm er sich warm der Lehrer und ihrer Besserstellung an. Schon früher war er bei verschiedenen Gelegenheiten für die unteren Volksklassen eingetreten. Bei dem Gesetz über Aufhebung der Vermögenskonfiskation, wo dieselbe für die, welche sich der Konfiskation entziehen, bestehen bleiben sollte, führte er aus: in den Vorschlägen der Regierung werden die unteren Volksklassen benachtheiligt. Bei der Bestrafung wegen unerlaubten Weggangs will er unterschieden wissen zwischen Wegzug in einen andern Bundesstaat und zwischen Wegzug ins Ausland. In beiden Fällen wurden durch Hebel's Ausführungen die Strafen im Widerspruch mit den Regierungsanträgen heruntergesetzt. In gleicher Weise hatten seine Worte Erfolg bei dem Gesetzentwurf über die polizeiliche Aufsicht der Privatwaldungen, wo er den Ausdruck „Holz zu eigenem Gebrauch“ dahin erläuterte, daß darunter auch der Verbrauch im Gewerbe, wie beim Küfer und Schreiner, zu verstehen sei. Der Antrag über die Zollbeschränkung auf französische Weine wurde durch Hebel's Ausführungen im Sinne der Weinbauer statt der Weinhändler entschieden.

Im Ganzen wird man sagen können, Hebel war kein eigentlicher Politiker, der sich mit großen politischen Fragen beschäftigte; aber er war bei der Hand, wo es sich um Interessen handelte,





Prinzessin Marie von Baden und Erbprinz Friedrich von Anhalt.

die seiner Erfahrung und seinem Berufe nahe lagen: wie Schule und Kirche und die Wohlfahrt des armen Mannes. Er war kein Mann des Kampfes; dieser lag seinem mehr nachgiebigen und Ruhe bedürftigen Wesen fern. Er war auch überzeugt, daß die Dinge so schlimm nicht lagen, wie man vorgab. Dazu kam noch eine gewisse Schüchternheit und Unbehilflichkeit gegenüber dem Umgang mit großen Herren, die ihm von seiner ländlichen Erziehung her anlebte. Hebel war sich dessen bewußt und er äußerte sich in Bezug auf seine Zurückhaltung als Abgeordneter an einen Freund in seiner ihm eigenen ergötzlichen Weise: „Ihr habt gut reden, Ihr seid des Pfarrers N. Sohn von A. Ihr wart noch nicht zwölf Jahre alt, so hat schon Mancher Euch Herr Gottlieb geheissen, und wenn Ihr mit Eurem Vater über die Straße ginget, und es begegnete Euch der Vogt oder der Schreiber, so zogen sie vor Euch den

Gut ab. Ich aber bin als der Sohn einer armen Hinterfassen Wittwe zu Hausen aufgewachsen und wenn ich mit meiner Mutter nach Schopfheim, Lörrach oder Basel ging, und es kam ein Schreiber an uns vorüber, so mahnte sie: „Peter, zieh's Chäppli ra, 's chunt e Herr“. Nun könnt Ihr Euch vorstellen, wie mir zu Muthe ist, wenn ich hieran denke — und ich denke oft daran — und in der Kammer sitze mitten unter Freiherrn, Ministern, Generalen, vor mir die Standesherrn, Grafen und Fürsten und die Prinzen des Hauses und unter ihnen der Markgraf Leopold, halb mein Herr.“ Immerhin hat Hebel auch in dieser ihm ungewohnten Stellung Nützlich und Segensvolles gewirkt und ist mitthätig gewesen in einer der interessantesten Abschnitte des badischen Verfassungslebens.



### Prinz Friedrich Anhalt von Anhalt und Prinzessin Marie von Baden.

Das badische Völklein weiß sich eins mit seinem Fürstenhause in ernsten wie in frohen Tagen. Und gleichwie es in den Zeiten tiefster Trauer, wie solche das vergangene Jahr über das Großh. Haus brachte, in dem unser Fürstenpaar den hoffnungsvollen Sohn verlor, unsere Fürstin den Hingang von Vater und Bruder zu beklagen hatte, innigste Antheilnahme bekundete, ebenso theilt es deren Freude. Und wie ein freundlicher Sonnenblick erscheint nach all den trüben Tagen die Nachricht, daß Prinzessin Marie von Baden sich mit dem Erbprinzen Friedrich von Anhalt verlobt hat. Die hohe Verlobte ist das älteste der zwei Kinder des Prinzen Wilhelm, Bruders unseres Großherzogs und dessen Gemahlin Marie Maximilianowna, Herzogin von Leuchtenberg, Tochter des verstorbenen Herzogs von Leuchtenberg, Tante des jetzigen Kaisers von Rußland. Die Prinzessin Marie ist geb. am 26. Juli 1865, hat unter direkter Leitung ihrer hohen Eltern eine sorgfältige Erziehung genossen. Geistig hoch veranlagt, bekundete die Prinzessin frühzeitig Verständnis und Interesse für Kunst und Wissenschaft. Der bei unserem Großh. Hause üblichen Sitte gemäß genoß sie den ersten Unterricht in Gemeinschaft mit anderen Kindern gleichen Alters, die Weiterbildung erfolgte durch Privatunterricht; für die wissenschaftliche Seite wurden die Lehrkräfte des Prinzessin Wilhelm-Stifts herangezogen; in der Musik unterrichtete Kapellmeister Kalliwoda die Prinzessin, während unser berühmter Meister, Herr Direktor Göz an der Kunstgewerbeschule, ihr Sinn und Geschick für bildende Kunst zur Entfaltung brachte.

Deren hoher Bräutigam, Erbprinz Friedrich von Anhalt, ist geboren am 19. Aug. 1856 in Dessau, als zweiter Sohn des Herzogs Friedrich von Anhalt und dessen Gemahlin Antoinette, Prinzessin von Sachsen-Altenburg. Da verstarb unerwartet schnell dessen nur um ein Jahr älterer Bruder im Jahr 1886 und war dadurch Prinz Friedrich als Thronerbe berufen.

Prinz Friedrich, welcher bei der rüstigen Gesundheit seines Bruders Leopold nicht zum Thron berufen schien, widmete sich frühzeitig Kunst und Wissenschaft, namentlich der Musik, in der er fachmännisches Verständniß besitzt, und machte längere Reisen. Der Kronprinz Friedrich ist Rittmeister à la suite der Armee und des Anhaltischen Infanterieregiments Nr. 93. Zur Zeit wendet sich der Thronfolger mit Ernst und Gründ-

lichkeit den Staatswissenschaften theoretisch und praktisch zu.

Das hohe Paar lernte sich gelegentlich eines Besuchs, den Erbprinz Friedrich der Großherzoglichen Familie machte, kennen, sie schlossen in gegenseitiger Zuneigung bald einen Herzensbund, welcher im Laufe des Monats Juli seinen unlöslichen Abschluß finden wird. Möge des Himmels Segen demselben werden!

### Der Eiffelthurm auf der Pariser Weltausstellung.

Die größte Sehenswürdigkeit der am 6. Mai d. J. in Paris eröffneten internationalen Weltausstellung ist der ganz aus Eisen erbaute Eiffel-Thurm. Derselbe ist 300 Meter hoch u. deshalb das höchste Bauwerk der Welt. Dieser Riesenbau bedeckt mit seinen Fundamenten eine Grundfläche von mehr als einem Hektar = 27 bad. Morgen und ist bei hellem Wetter auf eine Entfernung von 60 Kilometer sichtbar. Erbauer ist der ausgezeichnete Ingenieur Eiffel, welcher sich schon durch andere großartige Bauten, wie die Brücken von Szegedin, Bordeaux, Bayonne und den großen Viadukt in Sarabit berühmt gemacht hat.

Der Eiffelthurm hat drei Stockwerke oder Abfälle. Der erste Stock ist 60 Meter hoch und ruht auf den Schildbogen, welche die vier Schenkel verbinden, auf denen der Thurm steht. Er besteht aus den vier Theilen, welche eben so viele Wirthshäuser sein werden und zu welchen, in je einem der Schenkel eine Treppe führt. Obwohl in der Mitte eine weite Oeffnung für den Aufzug bleibt, so bietet dieses Stockwerk eine Gesamtfläche von 4200 Metern; auf jedes der Wirthshäuser kommen daher über 1000 Quadratmeter. Die Säle sind denn auch riesig groß. Nach außen sind sie von einer Brustwehr umgeben, über der sich ein von kleinen Bogen getragenes Dach befindet. Die Gäste genießen daher die schöne Aussicht unter bestem Schutz in jeder Hinsicht. Aber auch für ihre Verpflegung ist alles vorgeesehen. Küchen und Vorrathskammern, Eischränke u. s. w. sind vortrefflich eingerichtet. Der stärkste Trank wird so leicht nicht ausgehen, denn unter jedem der vier Wirthshäuser ist ein Keller eingerichtet, welcher 200 Fässer aufnehmen kann. Feuersicher ist es überall, denn wir befinden uns da in eisernen Häusern. Auf den vier Treppen können bequem stündlich 2000 Personen auf- und abgehen, und da für 4000 Personen Platz in den vier Wirthshäusern ist, können sie sich in der Zwischenzeit ungestört dort ausruhen und stärken. Zum zweiten Stockwerke, welches 60 Meter höher liegt, führen ebenfalls vier Treppen in den vier Schenkeln. Diese aber sind dort oben, in der Höhe von 120 Meter, so nahe zusammengedrückt, daß nur 1400 Quadratmeter für das dortige Wirthshaus übrig bleiben. Immer noch genug, um 1000 Personen bewirthen zu können, für welche ebenso ausgiebig gesorgt ist, wie im ersten Stock. Auch die Säle mit den Auslugen sind ähnlich eingerichtet. Natürlich ist hier der Ausblick schon ein viel weiterer, denn dieses zweite Stockwerk liegt 91 Meter höher, als die Notre-Dame-Thürme, auch höher als die Thürme des auf der Höhe des jenseitigen Ufers gelegenen Trocaderopalastes. Nur die Spitze des etwa 4 Kilometer entfernten Montmartre erreicht in Paris diese Höhe. Ueber dem zweiten Stocke vereinigen sich die vier Schenkel des Thurmes, um mit einiger Ver-



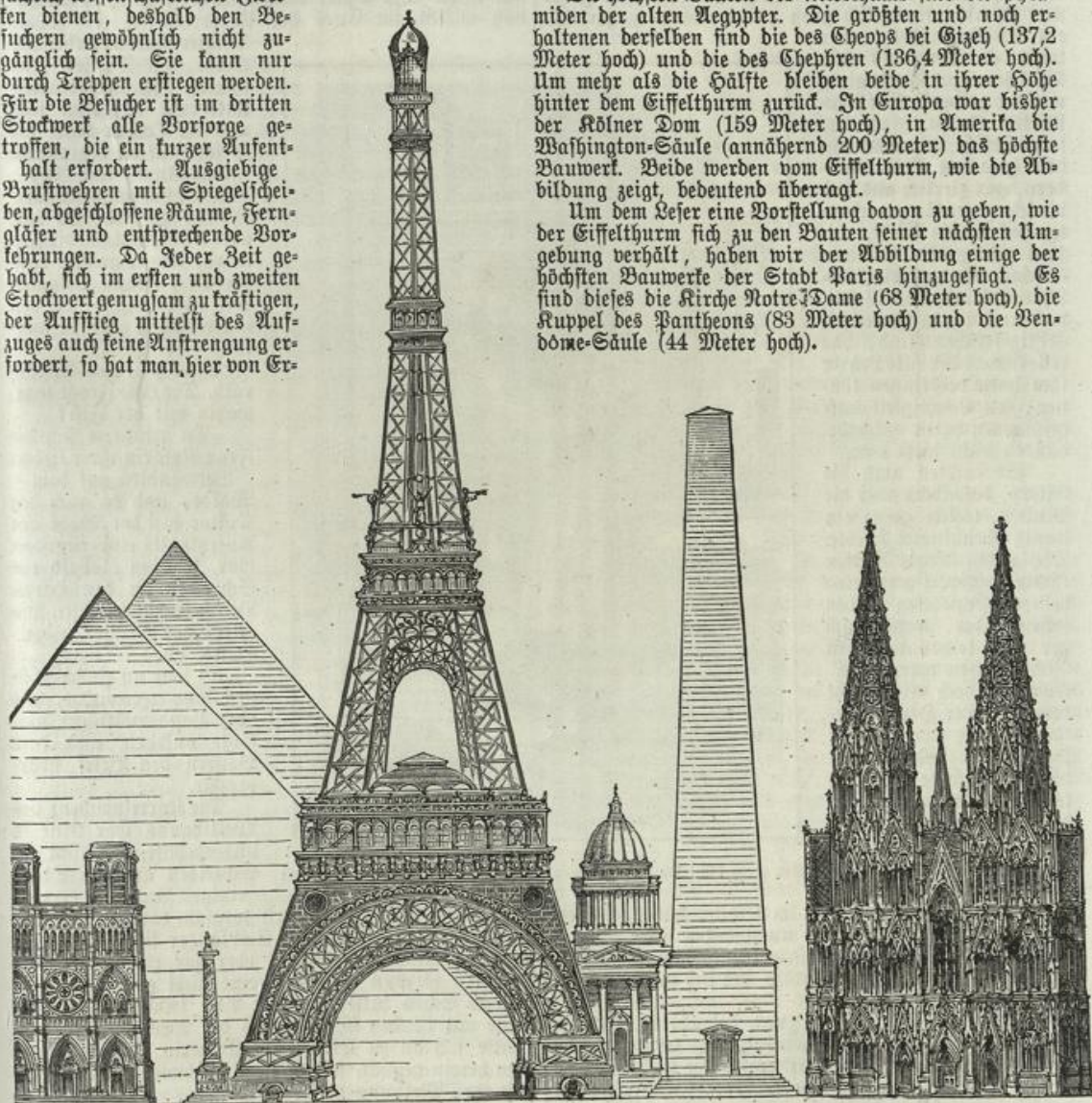
führung von 275 Meter emporzusteigen, wo sich das dritte Stockwerk befindet. Dorthin führt nur eine Treppe, welche den Besuchern nicht zugänglich ist, sondern nur den Angestellten des Thurmes dient. Die Besucher werden mittelst eines doppelten Aufzuges hinauf und hinunter gebracht. Jede der beiden auf- und abgehenden Schalen faßt 20 Menschen. Das dritte Stockwerk hält 18 Meter auf jeder Seite, also 324 Quadratmeter, mithin immer noch Platz genug, um ein ausgiebiges Wohnhaus aufzunehmen. Die Aussicht ist hier wundervoll, sie erstreckt sich auf eine Entfernung von 120 Kilometer. Hier erhebt sich die sogen. Laterne noch weitere 25 Meter in die Höhe. Sie wird hauptsächlich wissenschaftlichen Zwecken dienen, deshalb den Besuchern gewöhnlich nicht zugänglich sein. Sie kann nur durch Treppen erstiegen werden. Für die Besucher ist im dritten Stockwerk alle Vorkehrung getroffen, die ein kurzer Aufenthalt erfordert. Ausgiebige Brustwehren mit Spiegelscheiben, abgeschlossene Räume, Ferngläser und entsprechende Vorkehrungen. Da Jeder Zeit gehabt, sich im ersten und zweiten Stockwerk genugsam zu kräftigen, der Aufstieg mittelst des Aufzuges auch keine Anstrengung erfordert, so hat man, hier von Er-

richtung eines Wirtshauses gebührend Abstand genommen. Solche lichten Höhen gehören nur dem rein geistigen Genuß, der Fernsichtschwärmeri und der Wissenschaft. Selbstverständlich bleibt es jedem Aufsteiger unbenommen, sich einen edlen Neben- oder Gerstensaft mitzubringen und oben auf die Gesundheit der tief unten im Erdenstaube Wandern den zu trinken.

In bestehender Abbildung stellen wir den Eiffelthurm den nächsthöchsten Bauten der Welt, in demselben Maßstabe gezeichnet, gegenüber. Nur durch die hierdurch ermöglichte Vergleichung ist man im Stande, sich eine richtige Vorstellung von der Größe dieses neuen Weltwunders zu machen.

Die höchsten Bauten des Alterthums sind die Pyramiden der alten Aegypter. Die größten und noch erhaltenen derselben sind die des Cheops bei Gizeh (137,2 Meter hoch) und die des Chephren (136,4 Meter hoch). Um mehr als die Hälfte bleiben beide in ihrer Höhe hinter dem Eiffelthurm zurück. In Europa war bisher der Kölner Dom (159 Meter hoch), in Amerika die Washington-Säule (annähernd 200 Meter) das höchste Bauwerk. Beide werden vom Eiffelthurm, wie die Abbildung zeigt, bedeutend überragt.

Um dem Leser eine Vorstellung davon zu geben, wie der Eiffelthurm sich zu den Bauten seiner nächsten Umgebung verhält, haben wir der Abbildung einige der höchsten Bauwerke der Stadt Paris hinzugefügt. Es sind dieses die Kirche Notre-Dame (68 Meter hoch), die Kuppel des Pantheons (83 Meter hoch) und die Vendôme-Säule (44 Meter hoch).



Pyramiden,  
Notre Dame.

Vendôme-Säule.

Eiffelthurm.

Pantheon. Washington-Säule.

Kölner Dom.

Der Eiffelthurm im Verhältniß zu den höchsten Bauwerken der Welt und zu den höchsten Bauten in Paris. Maßstab 1:2000.



## Weseli vom Maischalder Hof.

Eine Wälderberggeschichte von C. Ceres.

„Ja, s'Weseli, Frau Brigitt, so gib's kein Zweites mehr,“ sagte der alte Schullehrer zur Frau des Maisenbauers, „s'Weseli ist durch; — aus der könnt' me e Prinzessin mache, wammer wollt. Ich bin jetzt bald 50 Jahr Lehrer, aber so hab' ich noch keine g'habt.“

Es war nicht allein wegen dem Hammenstrümpf und dem Reckholber, den die Bäuerin dem Herrn Lehrer bei seinem Besuche auf dem Maisenhof vorgezeigt hatte, — nein, es war die Wahrheit.

Das Weseli war schon aus der Schule entlassen, denn es hatte soeben das 15. Jahr zurückgelegt. Zwar war es nicht sonderlich groß und vielleicht zu zart für ein Wäldermdel, aber wenn es Sonntags in's Thal herab zur Kirche ging, mit der goldgestickten Neustädter Kappe, sah das feine Gesicht, umrahmt von den gezackten Seidenbändern, gar zierlich aus und die schwarzen Augen schauten fest in die Welt, wie zwei glänzende Wälderfrischen. Es war ein bildschönes Kind, das Weseli, und auch ein aufgewecktes, geistig-frisches Kind, das Alles, was der alte Lehrer ihm hatte beibringen können, mit Leichtigkeit aufgenommen hatte, — schade, daß es nicht mehr war.

So dachten auch die Eltern, besonders aber die Mutter, welche gerne ein wenig obenhinaus strebte. Die guten Leute hätten ihrem Augapfel gerne eine bessere Erziehung geben lassen, aber, wenn auch der Hof keiner von den schlechtesten war, dazu wollte es doch nicht recht langen. Der Herr Pfarrer meinte zwar, man könne ja das Mädchen in die Klosterschule der Stadt schicken, das wollte aber der Vater wieder nicht.

„Nein,“ meinte der alte Hofbauer, „nein, das isch nit, das paßt mer nit. Des Maidle blieb am End' im Kloster hänge, wie em Bohrerhuber sis. Wir habe numme des eine, und i will nit, daß me im Alter allein sike. Nein, des Weseli soll emol uf de Maisenhof hiarothe, des isch mein Meinig, und doberbi blybts!“

Wenn der Alte einmal „und doberbi blybts“ gesagt hatte, so brachte ihn Niemand mehr davon ab, da half alles Zureden nichts, das wußte die Bäuerin und der Herr Pfarrer mußte es erfahren. So blieb denn das Weseli auf der Halde, wuchs auf und blühte wie ein Heckenröslein am Waldrande.

Nun hatte die Bäuerin freilich Verwandte in der Stadt, die Frau Notar Wufinger war ihr Geschwisterkind, allein im Laufe der Zeit waren sie ganz ausein-

ander gekommen und ohne daß gerade irgend ein Grund zur Feindschaft dagewesen wäre, gab es auch keinen für die Freundschaft — man kannte sich einfach nicht mehr.

Auch die Frau Notarin hatte ein Töchterlein. Wenn aber das Weseli wie ein knospendes Röslein ausjah, so glich die Fifi der Frau Notarin eher einer verwelkten Nachviole. Das Mädchen wurde immer grüner und lahmer und endlich erklärte der Hausarzt, das Kind leide an Blutmangel — es müsse hinaus auf's Land in frische Berg- und Waldluft, sonst garantire er für Nichts.

Da war nun Holland in Noth, denn das paßte gar nicht. Der Vater meinte, es sei sehr unangenehm, daß mitten im Curs der Unterrichts in der höhern Töchterchule unterbrochen werde, die Mutter jammerte, daß der Klavierunterricht aufhören solle und die Tochter hatte sich so sehr auf die beginnende Tanzstunde und das Schlittschuhlaufen im Winter gefreut. Es half aber Alles nicht, — die Fifi wurde immer grüner und der Arzt immer dringender. Es mußte in den sauren Apfel gebissen werden.

Man hielt nun Kriegsrath. Die erste Frage war, wohin mit der Fifi?

Da erinnerte sich die Frau Notarin ihrer lieben Verwandten auf dem Walde, und da auch der Doktor mit der Wahl des Aufenthalts einverstanden war, so ging alsbald ein Schreiben an den Herrn Better Johann Welti, Besitzer des Maischalder Hofes, ab.

Es war an einem schönen Sommermorgen, als der Landbriefträger am Hofe ankehrte und dem Bauern den Brief überbrachte.

Die Korrespondenz des Weltihanns war keine so ausgedehnte, daß nicht ein Schreiben aus der Stadt einiges Aufsehen erregt hätte.

Der Brief wurde erst sorgsam von allen Seiten betrachtet, und erst als der Empfänger sicher war, daß es kein amtliches Schreiben, oder gar ein Steuerzettel war, vor welchen der Bauer eine nicht ganz ungerechtfertigte Scheu hatte, zog der Alte seine große Hornbrille mit runden Gläsern aus der Tischschublade und schickte sich an zu lesen. Die Bäuerin, die neugierig oben herein geguckt, seither aber geschwiegen hatte, gab nun ihre Meinung kund:

„Das Schribes isch g'wis vum Better Notari, was der au will? vielleicht hen mer g'erbt.“

„Jo, s'hot sich was mit dem Erbe: es Geld heißet isch näher. No, mer went gli sehe!“ damit riß er den Brief auf.



Der Fritz kam und brachte ein goldenes Ringlein mit, das er Weseli an den Finger steckte.

hielt

Bäuerin

gen

font

leute

aufge

Es w

lein

sein

fomn

„mer

in d

Sach

Mus

und

Bate

nah

bleib

sollt

liche

es d

And

Frau

ab

Dar

die

Vor

sich

der

gab

cher

und

Ku

im

dar

Sä

hat

An

sch

ibr

ibr

bes

for

spr

ta

zu

tan

da

ch

sie

gl

di

T

fr

h



Als er fertig war, was ziemlich lange dauerte, hielt er den Brief seiner Frau hin.

„Sag' Brigitt — was meinst Du?“

Während des Lesens hellte sich das Gesicht der Bäuerin auf und als sie geendet, legte sie den Brief auf den Tisch und sagte:

„Das isch e Fingerzeig Gottes.“ —

Der Brief enthielt, nach einer sehr liebenswürdigen Einleitung, in welcher die Verwandtschaft hoch betont war, die Anfrage, ob das Töchterlein der Notarsleute nicht, vorerst den Sommer über, auf dem Hofe aufgenommen werden könnte, natürlich gegen Entgelt. Es würde jedoch große Freude erregen, wenn Fräulein Genovesa, welche jetzt wohl auch herangewachsen sein dürfte, auf einige Zeit in die Stadt zum Besuche kommen würde.

„Vater, f' isch e Schid,“ wiederholte die Bäuerin, „mer nehme des Notarsmaible und gent unser Befeli in d' Stadt — zur Wildig. — Meinisch nit?“

„Om, hm,“ meinte der Bauer, „s hat scho si Sach, mer went's überlege.“

Nun, es wurde überlegt. Natürlich hatte die Mutter das Befeli benachrichtigt und beide, Mutter und Tochter, schoben und brücten so lange, bis der Vater nachgab.

Der Notar brachte sein blaßes Töchterlein und nahm das Befeli in die Stadt, wo sie bis zum Herbst bleiben und möglichst viel „zur Usbildig“ profitiren sollte. Das Haus des Notars war ein recht behagliches, und als das erste Heimweh vorüber war, gefiel es dem Wäldermaidel gar wohl, es war eben doch etwas Anderes als daheim, auf dem langweiligen Hof. Die Frau Notarin hatte viele Bekannte, bei ihr ging es ab und zu, und jede Woche gab es mit befreundeten Damen Kaffeepatrouillen in die Umgegend. Unter diesen Bekannten war auch ein Fräulein Weber, die Vorsteherin eines Mädcheninstituts, und diese erklärte sich bereit, das Befeli, während ihres Aufenthalts in der Stadt, am Unterrichte theilnehmen zu lassen. Da gab es nun Dinge zu hören, von denen das Landmädchen sich freilich Nichts hätte träumen lassen. Englisch und Französisch, Physik und Botanik, Literatur und Kunstgeschichte. Es wurde dem armen Dinge ganz wirr im Kopfe — aber es dauerte nicht lange, bis sie sich daran fand. Sie merkte bald, daß sie bei ihrem alten Schullehrer zu Hause zwar viel, viel weniger gelernt hatte, aber dieses Wenige um so fester und besser. Im Anfange wurde das Befeli freilich von ihren Mitschülerinnen nicht wenig verhöhnt ihres Dialektes und ihrer bäuerischen Manieren wegen, halb aber erregten ihre Fortschritte die ungetheilte Bewunderung Aller, besonders aber der Lehrerinnen, und Fräulein Weber konnte sich bei der Notarin nicht lobend genug aussprechen über das kluge, fleißige Mädchen. Die Notarin versäumte nicht, die Berichte an die Mäusenleute zu senden, von welchen als Gegengabe die Antwort kam, daß Fifi täglich frischer und gesunder werde.

So kam der Herbst, und mit ihm die Ferien — das Befeli durfte nach Haus. Der Herr Notar, welcher sich auch gerne ein paar Tage frei machte, brachte sie nach der Maisenhalde in der Absicht, seine Fifi gleich mit zurück zu nehmen.

Die Hofbauersleute machten gewaltige Augen über die Wandelung, welche in dem halben Jahre mit ihrem Töchterlein vorgegangen, — das war ja ein Stadtfraulein geworden. Aber auch der Papa Notar war höchst erfreut über das blühende Aussehen seiner Fifi, — das war sicher kein blutarmes Jammergeschöpf mehr.

Die Bergluft und die herrliche Milch hatten ihre Wangen rosig gefärbt und die Sommer Sonne sie gebräunt.

Die Freude der Maisenhalder über ihr Befeli war unbeschreiblich. Die Mutter wendete keinen Blick von ihrer Tochter und wußte nicht, was sie Alles thun sollte, um dem Mädchel angenehm zu sein. Zunächst kamen alle die Lieblingsgerichte auf den Tisch, welche dieselbe als Kind immer mit Jubel begrüßt hatte, — Strübli und Pfütteli, Griespfütten und süße Krazete, — sie bekam den besten Rahm in's Käseli und schon zur Feier der Ankunft war ein riesiger Kuchen gebaden worden. Das Mütterli that Alles, was sie ihrem „Herzensmaibli“ an den Augen absehen konnte. Aber auch der alte Hofbauer, — sonst kein Mann von überschwänglichen Gefühlen, — war in das Töchterlein ganz vernarrt.

Ja, der alte Hofbauer brachte seinem Augapfel ein Opfer, das über alle Grenzen ging. — Er, der sonst den ganzen Tag den Umerkloben nicht aus dem Munde brachte, und sich stets in gewaltige Wolken würzigen Pfälzerkrautes einhüllte, stellte das „Lubädlin“ ein, wenn sein Befeli in der Nähe war, weil das verwöhnte Ding behauptete, es könne den Tabakrauch nicht ertragen.

Trotzdem aber, daß Alles der Prinzessin sich zu Füßen legte, wurde sie, nach so kurzer Abwesenheit, in der Heimath nicht mehr recht heimisch, — es kam ihr Alles so ordinär vor. Als gar der Notar mit seiner gefundeten Fifi nach Hause zurückgekehrt war, bekam das Mädchel förmlich das Heimweh! Die Eltern merkten das wohl, hofften aber, es werde sich mit der Zeit machen, und, als bald darauf ein Vetter seine Hochzeit hielt, was auf dem Walde immer ein mehrtägiges Fest ist, meinten sie, die Theilnahme an einem solchen wäre das beste Mittel, ihrem Mädchel die Stadtgedanken aus dem Kopfe zu treiben.

Die Hochzeit fand auf der Hirzened statt, wo ein weitberühmtes, von Nah und Fern besuchtes Wirthshaus stand. Dahin fuhr man im Bankwägelin mit zwei flotten Braunen. Ja, der Maisenhalder durfte sich schon sehen lassen! Es war eine große Wälderhochzeit, an der wohl bei hundert Gäste theilnahmen. Da wurde nun nach Herzenslust geschmaust und getanzet, daß die Bänder der goldgestickten Kappen nur so flogen. Es waren viele schöne Wälderinnen da, aber die Schönste von Allen war doch das Befeli. Die Bursche rissen sich förmlich um sie, so daß die Festgenossen gelb und grün vor Aerger wurden, besonders da der Frik von der Hirzened, der vielbegehrte einzige Sohn des Gadenwirths, fast nicht von ihrer Seite wich. Das Befeli war lustig und gegen den Frik ungeheuer liebenswürdig, so daß, als die Maisenhalder wieder heimfuhr, es allerorten hieß: „Das git e Paar, — die Befi wird Gadenwirthi, das isch e Schid!“

Es waren ein paar Tage nach der Hochzeit, als der Hirzenwirth an der Maisenhalde vorfuhr und ein langes, einläßiges Gespräch mit dem Hofbauern hatte, zu welchem auch zuletzt die Bäuerin zugezogen wurde. Da war viel die Rede von Aedern und Matten, Wald und Fischewasser, auch von Thalern und Hypotheken, — aber zuletzt war man einig und endlich wurde auch die Hauptperson, das Befeli, gerufen, und demselben feierlich eröffnet, der Gadenwirth habe für seinen Frik um sie angehalten. „Es isch frili no zitag,“ meinte der Werbevater, „aber bi some Maidli mueß mer derzue thue. Wa isch, Befeli, witt mi Söhneri werde?“

Das Befeli war allerdings etwas verblüfft, aber immerhin schmeichelte dieser Antrag ihrer Eitelkeit, und da die Eltern ihr erklärten, mit dem Heirathen habe



es noch gute Zeit, sie selbst sei noch zu jung, und der Fritsch müsse erst seine Soldatenzeit ab dienen, — da sagte sie herzlich „Ja“, und der Fritsch erhielt die Erlaubnis, sie auf dem Hofe zu besuchen. Sonst sollte die Sache einstweilen geheim bleiben.

Der Fritsch kam und brachte ein schönes, goldenes Ringlein mit, das er dem Beseli an den Finger steckte. Die Besi war also eine Braut.

Da kam eines Tages ein Brief vom Vetter Notari. Derselbe sprach nochmals seinen Dank aus für die Aufnahme seiner Fisi. Das Mädchen könne nicht genug rühmen, wie freundlich sie aufgenommen worden sei und der Doktor finde ihren Gesundheitszustand vortrefflich, — so vortrefflich, daß er eine Wiederholung für den nächsten Sommer dringend befürworte. Da

nun Fräulein Weber seiner Frau gesagt, es sei jammerschade, wenn Beseli's Ausbildung jetzt schon unterbrochen werde, u. sich erboten, das Mädchen, welches sie unendlich lieb gewonnen, ganz umsonst am Unterrichte theilnehmen zu lassen, so sei er mit Freuden bereit, sie wieder bei sich aufzunehmen — es werde ja dadurch wett gemacht, wenn die Fisi den Sommer über wieder auf dem Hofe zu bringen könne.

So etwa lautete der Bericht. Der Mairhofen war freilich durchaus gegen den Plan.

„Für e Gekwirthin weiß es Beseli g'nueg und überg'nueg. Es isch kein Sach', daß e Braut im Land umeinander fährt — das isch mein Meinung!“ sagte er. Ja freilich, es war seine Meinung, aber die Meinung seiner Bäuerin und auch die Beseli's lautete anders, und trotzdem daß der Fritsch die Rippen sehr schief zog, ging das Beseli wieder in die Stadt.

Der Winter verging — der Frühling kam, und als das Beseli an Ostern wieder zum Besuch nach Hause ging, war sie noch viel städtischer, oder, wie der alte Bauer meinte, herrenmäßiger geworden. Sie hatte keinerlei Interesse mehr daran, wenn ihr der Vater erzählte, wie viel Heu er gemacht und was er für die Kälber erlöst, oder die Mutter triumphirend mittheilte, sie habe acht Speckseiten im Rauch — das Alles war ihr ganz egal. Die Wälderhaube hatte sie abgethan und trug jetzt einen feinen Bibi, sie sprach dialektfreies Deutsch, französisch und englisch und war so damenhaft geworden, daß der Fritsch sie nur bewundernd anzuschauen wagte und sich ordentlich vor ihr fürchtete.

Dem Vater gefiel dies durchaus nicht und nur mit Noth brückten die verbündeten Weibervölker es

durch, daß sie noch einmal bis zum Winter in die Stadt durfte.

„Dann isch es us — dann mueß sie heim, suchst isch sie für de Wald verpfuscht — des isch mei Meinung“, brummte der Alte, „bis zum Herbst isch sie do!“

Ja, lieber Gott, — der Mensch denkt, aber Gott lenkt!“ — Der Herbst kam, aber das Beseli kam nicht auf die Mairhofenhalde, und das ging so zu:

In der Nähe der Stadt auf einem der Ausläufer des Waldes lag ein prächtiges Schloßlein, das einem französischen Grafen Renaudin gehörte. Zu dem Schlosse gehörte ein ansehnlicher Waldkomplex und ein paar Matten, die jedoch verpachtet waren. Der Graf kam nur von Zeit zu Zeit — der Jagd wegen — auf sein Besitztum, und seit einer Reihe von Jahren hatte der

Notar die Geschäfte bezüglich dieses Eigenthums besorgt. Der Graf war nun plötzlich gestorben, und da er kinderlos, war eine verwittwete Schwester seine Erbin und Besitzerin des Schloßgutes geworden. Diese Dame kam nun selbst zur Ordnung der Erbschaftsangelegenheiten nach Deutschland und wieder war der Notar der Vertrauensmann.

Freilich wurde nun dem Guten die Sache viel schwerer als zu Lebzeiten des Grafen Renaudin, denn dieser sprach — wenn auch aebrochen — deutsch, die Gräfin Ferrol jedoch nur französisch und der Herr Notar hatte es nicht über „Oui“ und „Non“ gebracht. Da war guter Rath theuer.

Als nun die Frau Notarin in einer Kaffeesitzung die Noth ihres Mannes klagte, meinte Fräulein Weber, da könne ja die Besi einspringen, die sei hinlänglich befähigt, die mündlichen sowohl als die schriftlichen Verhandlungen selbstständig zu führen.

Das leuchtete dem Notar ein. Zunächst ließ er zur Probe die Besi ein Schreiben an die Frau Gräfin aufsetzen und als deren Antwort zeigte, daß dasselbe wohl gelungen sei, brachte er die Besi selbst hinaus auf das Schloßlein und stellte die Dolmetscherin nach allen Regeln der Gräfin vor. Diese war sehr erfreut darüber und bald sendete sie ihren Wagen, um die „petite“ abzuholen, bald kam sie selbst, um das Nöthige mit derselben zu besprechen. Die Besi gefiel ihr mehr und mehr und eines schönen Tages stellte sie ihr die unerwartete Frage, ob sie nicht Lust habe, sie auf einige Zeit nach Frankreich zu begleiten — nicht als bezahlte Dienerin, sondern gleichsam als Besuch. Es würde ihr jedoch Freude machen, wenn Besi die nöthige Ausstattung von ihr, als Entgelt für die wertvollen Dienste, die sie ihr geleistet, freundlich annehmen wolle.



Waisch Beseli, die Mutter isch nimme die alt.



Freudestrahlend kam Vesi zurück. Die Notarin war gleich Feuer und Flamme, aber auch der Notar wies den Gedanken nicht ab.

Zunächst, meinte er, müsse man den Vater fragen, und Vesi thue am besten, sogleich selbst nach Hause zu gehen. Sein Rath wurde befolgt und schon am nächsten Tage war das Mädchen auf dem Wege nach der Maisenhalde. Dort aber brachte die Kunde einen völligen Aufruhr hervor. Der Vater erklärte rundweg, dazu gebe er seine Einwilligung nicht; die Mutter konnte es auch nicht über das Herz bringen, „Ja“ zu sagen und gar der Frik war aus Rand und Band. Er danke dafür, daß seine Braut bei den lächerlichen Franzosen herumziehe, war seine Erklärung. Da kam er bei Vefeli schön an. Mit ihm, erklärte sie, mache sie kurzen Prozeß — wenn er nicht wolle, so habe er eine Braut gehabt, sie seien sodann geschiedene Leute. Dabei blieb sie trotz aller Bitten.

Bei den Eltern mandirte sie auf andere Art. Ihr Herz hänge an der französischen Reise, sie fühle, daß sie zu etwas Besserem geboren sei, als ein ungebildetes Bauernmädchen zu bleiben; verweigere man ihr, ihrem Drange Folge zu leisten, so sei ihr Lebensglück dahin und sobald die Herr ihres Willens sei, gehe sie in's Kloster, und dann hätten sie ihr Kind verloren.

Das zog endlich und mit Widerstreben gab der Vater seine Erlaubniß auf ein Jahr, und unter Thränen stimmte die Mutter zu.

Jetzt war kein Halt mehr. Die Ausstattung war mit Rath und Hilfe der Gräfin nach kurzer Zeit vollendet, und fort ging's nach Frankreich.

Es dauerte lange, bis Nachricht kam. Endlich brachte der Bandbrieffträger einen Brief mit dem Poststempel Latour du Pin, der adressirt war an: Monsieur Jean Welti, propriétaire.

„Bigott, Weltihanns,“ lachte der Postbote, „wann d'ppe d' Poststation und der Maisenhälber Hof nit d'rufg'stande wär, i hät ick mit der wältsche Adress nit g'funde; so ick's!“

„Ach,“ sagte die Bäuerin, „wenn's nur inne d'rin nit französisch ick — suchst ick's g'fehlt.“

Nun, der ziemlich lange Brief war deutsch und brachte die besten Nachrichten.

Auf dem Schlosse der Gräfin sei es herrlich, schrieb die Vesi. Alle Tage Gäste bei Tisch und auf den Abend. Sie habe es wunderbar. Zu schaffen habe sie Nichts, rein gar nichts. — Die Dienerschaft frage nur, was Mademoiselle Genevieve befehle. In drei Wochen ginge sie mit der Gräfin nach Italien, wenn sie ihr also schreiben wollten, müsse es bald geschehen. Fräulein Weber werde ihnen die Adresse machen, sie kenne dieselbe.

So lautete der Brief — vom Frik stand kein Wort darin.

Ähnliche Briefe kamen noch einige. Die Vesi hatte mit der Gräfin die Riviera besucht, und schien ganz entzückt über all' das Herrliche, was sie gesehen. Ihr letzter Aufenthalt war in Genua, wo die Gräfin Verwandte hatte: im Herbst gedachten sie wieder nach Deutschland zu kommen.

Die Eltern hatten ihr geschrieben, daß der Frik zum Militär eingerückt sei und legten ihr bringend an's Herz, ihm doch zu schreiben. Er habe schon zweimal an sie geschrieben und keine Antwort erhalten.

Nun, mit dem nächsten Briefe Vesi's kam auch ein Brieflein an Frik. Kühl — kühl bis an's Herz hinan — das war nicht der Brief einer Braut. Uebrigens sprach sie doch die Hoffnung aus, ihn im Herbst zu sehen. — Die Dehmdernete war eingebracht, draußen

an den sonnigen Halden des Rheinthals reiften die Trauben der Kelter entgegen, der Wind wehte über die Stoppeln, da kam die Gräfin auf ihr deutsches Schloßlein zurück, und mit ihr die Vesi, freilich nur auf ein paar Tage, wie der Notar den Eltern schrieb. Es war an einem wunderschönen Herbstmorgen, schon gegen die Mittagsstunde, der Wagen der Gräfin stand bereit, um eine Ausfahrt in die Umgegend zu machen, als der Diener in den Salon trat und meldete, es seien zwei Leute da, welche Mademoiselle Genevieve zu sprechen wünschten.

„Mich sprechen?“ fragte diese verwundert, „was sind es denn für Leute?“

„Der eine ist ein älterer Bauersmann, der andere ein Soldat.“

„Nun, Genevieve, geh' hinaus und sieh' einmal, was die Leute wollen, — nur halte Dich nicht auf, daß wir den schönen Morgen nicht versäumen, mein Kind.“

Vefeli folgte dem Diener hinaus und fand ihren alten Vater und Frik, in der Uniform eines reitenden Artilleristen, in dem Flur an der Treppe, wo der Bediente sie hatte stehen lassen.

Der Alte streckte ihr schon von weitem die Hand entgegen:

„Grüß Gott, Vesi, grüß Gott! Gelt, mer hen Dich überrascht, der Frik und i? Ja, er hat extra Urlaub g'no und weil i grad mi Säu verkauft hab, bin i mit em. Geh her, Maibli, jetzt gib mer emol en rechte Muße. Ge Frik — mer traut sich kaum, so vürnehm ick es!“

Die Vesi war in tödtlicher Verlegenheit. Sie dankte Gott, daß der hochende Bediente nicht deutsch verstand, und nur verstoßlen und hastig gab sie ihrem Vater einen Kuß und reichte Frik die Hand. Einzutreten lud sie die Beiden nicht ein, — sie ließ sie auf dem Flur stehen.

Der gutmüthige Wälber fand aber darin nichts Besonderes, sondern rückte kurz und gut mit dem Verlangen heraus, die Vesi solle alsbald nach Hause kommen. „Waisch, Vefeli, die Mutter ick nimme die alt, sie ick arg zämme gange. Der Doktor meint, s' könnt si scho no e Zit thue, aber vom G'sundwerde sei fei Red. Nu het sie e groß W'lange nach Dir, Du muescht heim cho, Vesi, 's goht nit andersch.“

Das war eine traurige Nachricht und die Vesi war ernstlich betrübt, sie versprach auch, sie wolle es möglich machen, die Mutter zu besuchen — nur jetzt nicht, nur jetzt ginge es auf keinen Fall. Der Vater redete in sie hinein und auch Frik sprach ihr zu. Da ertönte plötzlich von oben die Stimme der Gräfin, die sie aufforderte, sich zu eilen, da die Pferde unruhig würden.

Hastig rief Vesi dem Vater zu:

„Ich komme, ich komme, wenn es mir immer möglich ist. Aber — jetzt muß ich fort — Adieu — Adieu, ich komme sicher.“

Damit eilte sie flüchtig die Treppe hinauf und ließ die Verblüfften im Hausgange stehen. Der Bediente öffnete mit unverschämter Höflichkeit die Thüre und ehe sie sich's versahen, standen Beide draußen im Freien, — der Vater und der Bräutigam — und mußten rasch auf die Seite springen, um nicht von dem Wagen der Gräfin überfahren zu werden.

Die Gräfin war ärgerlich über die Verzögerung der Abfahrt und fragte in spikem Tone:

„Was waren denn das für Leute, Genevieve, und woher kennst Du denn den alten, schmutzigen Bauern und den gemeinen Soldaten, der wahrscheinlich der



Sohn des Alten ist? Vändliche Bekanntschaften, nicht wahr?"

Vespi war über und über mit Roth übergoßen. Um's Leben hätte sie nicht über's Herz gebracht, der Gräfin auf ihre höhrende Frage die Wahrheit zu gestehen. Da brachte ihr die Vermuthung der Dame, daß Friß der Sohn des alten Mannes sei, einen Gedanken, und ohne zu stoden antwortete sie:

Der alte Mann ist ein Viehhändler, welcher hier und da Geschäfte mit meinem Vater macht, und der Soldat ist dessen Sohn, der — — der — als Knecht auf unserm Hofe diente. Sie brachten mir Nachricht von meinen Eltern."

Die Lüge ging glatt ab und die Gräfin schien befriedigt, obgleich sie die Bemerkung nicht unterdrückte, es wäre doch passend,

Leute in solch niederer Stellung sich etwas mehr vom Leibe zu halten.

Die Vespi hatte in ihrem dummen Hochmuth den eigenen Vater und den Bräutigam verläugnet. Wenige Tage darauf reiste sie mit ihrer Beschützerin ab, ohne ihre kranke Mutter zu besuchen, die so sehnlich nach ihrem Kinde verlangte. Mutter und Tochter sahen sich nie wieder!

Der Winter neigte sich seinem Ende zu. Die Gräfin hatte ihren Vandsitz bei Latour du Pin verlassen und weilte in Genua, wo sie bei ihren Verwandten alle Vergnügungen der großen Welt in vollem Maße genoss. Wenn auch Vespi selbstverständlich nicht an Allem theilnehmen durfte, so fiel doch auch auf sie ein reichliches Maß von Vergnügen.

Gebanken an die ferne Heimath kamen ihr selten. Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit verschafften ihr Geltung selbst in den Kreisen, welche sonst hoch über ihr standen. Man hatte Mademoiselle Genevieve, von der man mußte, daß sie die Tochter eines propriéaire im fernen Deutschland war, überall gerne und — wie natürlich — lagen die jungen, wie die alten Herren ihr zu Füßen. Einer ihrer eifrigsten Anbeter war ein Nefse der Gräfin, der junge Herzog Gaston v. Gualtero, Sohn eines reichen Genuesischen Edelmanns, der mit der verstorbenen Schwester der Gräfin verheirathet gewesen.

Gaston, ein blühender junger Mann, war italienischer Reiteroffizier und hatte sich schon bei dem ersten Aufenthalte der Gräfin in Genua Vespi genähert und folgte ihr jetzt auf Schritt und Tritt; — er liebte sie mit aller Gluth eines Südländers.

Es wäre ein Unrecht, zu sagen, die schöne Wäl-

berin habe ihm besonderes Entgegenkommen gezeigt, allein ihr ganzes Verhalten zeigte eine gewisse Kofletterie nach französischem Vorbilde, welche den jungen Mann in seinen Bestrebungen ermunterte, ja nur noch mehr in Gluth brachte. — Dies Alles war in der Gesellschaft, besonders aber in der Familie Gualtero nicht unbemerkt geblieben und auch der Gräfin war es nicht entgangen. Als echte Französin gab dieselbe jedoch nicht viel darauf und dachte, da ihre Abreise doch in einiger Zeit stattfinden sollte, die Sache würde von selbst ein Ende nehmen.

Der verliebte Herzog hatte schon einige Male an Vespi geschrieben, seine Billete waren jedoch alle zurückgewiesen worden; das reizte den jungen Italiener, er wurde immer dringlicher und unvorsichtiger, und eines Tages fiel ein solches Brieflein in die Hand der Gräfin. Jetzt fand diese es an der Zeit, der Geschichte ein für allemal ein Ende zu machen.

Am nächsten Morgen nahm sie Vespi mit sich in ihr Voudoir und fragte sie frank und frei, ob sie den Wünschen des Herzogs Gehör gebe.

Vespi erschraf bis in ihres Herzens Grund, daß man so etwas von ihr denken könne, sie versicherte hoch und theuer, sie habe alle Anerbieten des Herzogs von der Hand gewiesen.

Die Gräfin Ferrol sah sie mit ihren großen Augen an, als wollte sie ihre Seele erforschen, dann sprach sie mit scharfer Stimme:

„Ich glaube Dir, Genevieve, und freue mich für Dich, daß es so ist — ich fürchtete schon, Deine Eitelkeit u. Selbstüberschätzung habe Dich blind gemacht.

Jedenfalls begingst Du einen großen Fehler, daß Du mir, der Tante des jungen Leichtsinrigen, von der Brieffschreiberei keine Kunde gegeben: — was dachtest Du denn? Glaubst Du denn, daß ein Herzog von Gualtero ernste Absichten haben könne bei einem Mädchen von Deinem Stande? So wahnsinnig wirst Du nicht sein und ich will zu Gott hoffen, daß ein anderes Verhältnis Dir ferne lag. Da wir in wenigen Tagen abreisen, will ich der Sache keine Folgen geben. — Sollte aber Aehnliches sich wieder ereignen, dann sind wir geschiedene Leute. Merke Dir das; — Adieu!“

Damit winkte die stolze Dame der Vespi, sie könne sich entfernen. —

Wie vom Blitz getroffen stand das Mädchen. — Das ihr? — Was hatte sie denn gethan? — Sie wandte mit thränenumflortem Auge zur Thüre hinaus und wollte auf ihr Zimmer gehen, als der Bediente,



Da saß am Tisch in der Herrgottscke ihr alter Vater.

welc  
Brie  
fran  
rens  
auf,  
züge  
  
m  
ge  
ab  
le  
m  
ge  
fa  
go  
h  
K  
  
ihre  
sein  
Sie  
nur  
  
Gar  
Med  
Hor  
Gwi  
stein  
sich  
in f  
Ent  
und  
Mu  
als  
erkl  
auf  
Zeit  
am  
wol  
mut  
an  
sei  
vor  
Hof  
sein  
war  
  
lau  
wie  
dock  
  
hat  
wel  
gen  
Har  
  
rück  
Bot  
ten,  
sch  
tete  
Gar  
neh  
sch  
Ent  
Tre



welcher seiner Herrin die Post hinauf trug, ihr einen Brief übergab; — er war aus der Heimath. Die französische Adresse war von der Hand des alten Lehrers. Sie eilte nach ihrem Zimmer und riß den Brief auf, — er zeigte die steifen, ungelenten, großen Schriftzüge ihres Vaters. Was konnte er schreiben?

Vesi las:

Lieb' Veseli! —

Ich muß Dir schreiben, daß es Gott dem Allmächtigen gefallen hat, Deine liebe Mutter nach langen und schweren Leiden in sein himmlisches Reich abzurufen. Sie hat sehr nach Dir belangt und ihr letztes Wort war — Veseli. — Oh, hätten wir es nur nicht zugegeben, daß Du in das Franzosenland gezogen bist! Oh, Vesi, Vesi, wenn Du kommen kannst, dann komm zu Deinem alten Vater, der jetzt ganz einsam ist. Ich kann nicht weiter schreiben, die Hand zittert mir. Gott, Du kommst? Sei ein braves Kind und Gott wird Dich segnen.

Dein armer alter Vater.

Als Vesi geendet, stürzte ein Thränenstrom aus ihren Augen. Es erdrückte sie, — sie mußte allein sein. Jetzt konnte sie Niemanden sehen und sprechen. Sie eilte die Stufen des Palastes hinab, — fort — nur fort aus diesem Hause. —

Droben hoch über Genua liegt ein öffentlicher Garten, von dem man weit, weit hinaus auf das offene Meer sieht; Schiffe kommen und verschwinden, — der Horizont ist unbegrenzt, — es ist wie ein Blick in die Ewigkeit. Dorthin eilte Vesi. Sie sah auf einer der steinernen Bänke, den Schleier herabgelassen und weinte sich aus. Selbstvorwürfe peinigten ihre Seele und erst in stiller, reuigem Gebete fand sie ihre Ruhe und den Entschluß: Fort — fort — mußte sie um jeden Preis, und zwar sogleich — zum einsamen Vater — zu ihrer Mutter Grab. — Die Gräfin war höchlichst überrascht, als ihr Vesi die Todesnachricht mittheilte und zugleich erklärte, sie wolle nach Hause. Die Dame redete ihr auf alle Weise zu, zu bleiben, wenigstens für einige Zeit noch — sie treffe ja ihre Mutter doch nicht mehr am Leben, für den Vater sei sicherlich gesorgt, sie selbst wolle gleich an den Notar schreiben, — ja, da sie vermuthete, der Auftritt, des Herzogs wegen, trage Schuld an dem Entschlusse des Mädchens, meinte sie, so böse sei das nicht gemeint gewesen, das komme ja überall vor, daß ein junger Mann einem schönen Mädchen den Hof mache, — es solle Alles vergeben und vergessen sein. Es half Alles nicht, die einzige Antwort Vesi's war: „Ich muß nach Hause, die Pflicht ruft mich.“

Endlich gab die Gräfin mit Widerstreben die Erlaubniß, wollte aber das Versprechen haben, daß Vesi wieder zu ihr zurückkehre. Das Mädchen ließ sich jedoch auf Nichts ein und reiste ab.

Ohne Rast und Ruhe eilte sie nach Hause. Sie hatte keinen Sinn für die Schönheiten der Gegend, welche sie durchslog, die herrliche Riviera, die prächtigen Städte Frankreichs — vorbei — vorbei — nach Hause zum Vater. —

Von der letzten Poststation, wo sie ihr Gepäc zurückließ, ging sie zu Fuß zur Maisenhalde. Die ersten Boten des Frühlings zeigten sich, die Quellen rauschten, die Primeln öffneten ihre gelben Kelche, der Fink schmetterte seinen Lockruf laut in die Luft — sie achtete nicht darauf. So rasch eilte sie vorwärts, daß die Landleute, welche ihr begegneten, verwundert der vornehmen Dame nachsahen, welche ohne Rücksicht auf die schönen Kleider, die schmutzigen Halbenwege hinanstieg. Endlich hatte Vesi ihre Heimath erreicht, stieg die Treppe hinauf und klinkte leise die Hausthüre auf.

Nur der Hofsund, der Wolf, hatte sie erkannt und begrüßte sie wehnd. Sie trat in das wohlbekannte, braun getäfelte Wohnzimmer.

Da saß am Tisch in der Herrgottscke ihr alter Vater, den Kopf in beide Hände gestützt, ein Bild tiefsten Kummers. Er war so in Gedanken vertieft, daß er kaum bemerkte, daß Jemand eingetreten war.

Vesi stürzte auf ihn zu, warf sich vor ihm auf die Kniee und:

„Vater — Vater“ schluchzte sie laut, „Dein Kind, die Vesi ist es! Vater, kannst Du mir verzeihen, — hat die Mutter mir verziehen?“

„Sie het — sie het, in der Stund ihres Todes, — Du warscht ihr letschter Gedanke, ihr letschtes Wort. Vesi, mi Töchterli, o jetzt wird's wieder guet. Gott, Du verlascht mi nimme?“

Vesi drückte ihr Gesicht an die Kniee ihres Vaters und sprach unter Thränen:

„Nie, nie mehr. Bei Dir ist mein Platz, sonst nirgend's.“

Da hörte sie Schritte hinter sich und als sie umschaute, stand der Frik da und streckte ihr verlegen aber freundlich die Hand entgegen.

„Grüß Dich Gott, Frik,“ sprach Vesi, und ergriff dessen Hand.

Der Vater aber sprach:

„Des isch mi Schtühe und mi Trost g'fi in all dem Kummer und Leid. Das berisch nit vergesse.“

Da drückte Vesi die bargebotene Hand und sagte: „Frik, das vergelt Dir Gott!“

Wenn, wie es jetzt so oft vorkommt, ein städtischer Wanderer auf der Hirzeneck einkehrt und die prächtige, schwarzäugige Wirthin mit den Fremden englisch und französisch sprechen hört, wird er wohl mit Verwunderung die sprachkundige Wälderfrau betrachten. Erkundigt er sich sodann bei den Landleuten, so bekommt er die Antwort:

„Ja, des isch d' Vesi vum Maisenhälberhof, die isch wit in der Welt umenannd g'fi, des isch e G'schudirte.“

Die Vesi ist jetzt die glückliche Herrin der Hirzeneck und der alte Maisenbauer sitzt im Sommer in der Baube vor dem Hause, im Winter aber auf der Ofenbank und tubäcklet behaglich aus seinem alten Ulmerfuhrmannskloben.

### Glück im Unglück.

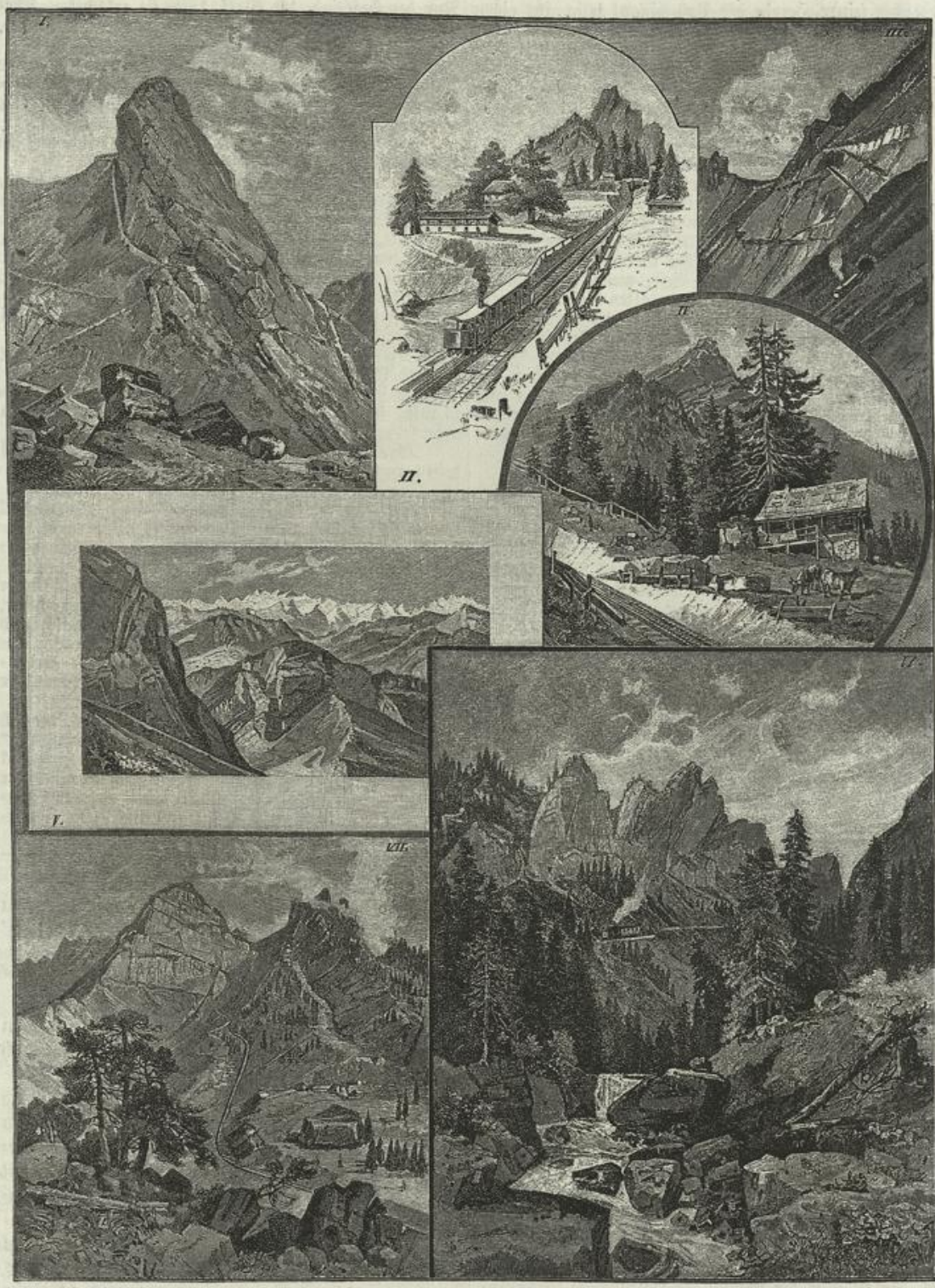
„Weib“, sagte eines Morgens ein Bauer zu seiner Frau, „heut' geh' i in d' Stadt un verkauf' unseren Dchs!“

„Wasch' denn au'n gute Strick zum Anbinde?“ fragt sorglich die Bäuerin.

„Freili, freili!“ antwortet er, einen solchen vorzeigend. „Der thut's: an den könnt' st dich henke und er thät' net reise!“

Der Bauer geht, bindet seinen Dchsen an und treibt ihn der Stadt zu. Da auf einmal wird das Tier scheu, der Strick reißt und in mächtigen Sägen jagd der Dchse wieder seiner Heimath zu. Jetzt kraht sich der biedere Landmann hinterm Ohr und nachdenklich das Ende des zerrissenen Strickes in seiner Hand betrachtend sagt er endlich: „Schau', schau', jetzt ischt's doch gut, daß mein Alte sich net drañ g'henkt hot — er hätt' se net trage!“





1. Der Eisel. — 2. Station Kemfgenalp. — 3. An der Felswand. — 4. Partie bei der Kemfgenalp. — 5. Blick auf die Berner Alpen. — 6. Bahnanlage am Matthorn. — 7. Oberer Theil bei der Bahnanlage bei Mattalp.

und  
Me  
ab  
mü  
fuf  
bet  
die  
der  
tra  
dur  
in  
auc  
ist  
auc  
Höl  
Kol  
gnü  
er  
die  
Fuf  
fol  
Pil

der  
hö  
ist  
auf  
Wo  
her  
San  
dere  
Neb  
spr

U  
ne  
rech  
Gut

zer  
sein  
ton  
dem  
Ver  
futt  
klü  
alte  
Ver  
Zaf  
so  
hül



### Die neue Pilatusbahn.

Die Erfindungen dieses Maschinenjahrhunderts und die Fortschritte der Technik nehmen dem Menschen immer mehr an beschwerlicher Arbeit ab und gestalten das Leben fortschreitend zu einem müheloserem. Und wie das Fahren in Postkutschen heute als der guten alten Zeit angehörig zu betrachten, so ist die fortgeschrittene Technik daran, die Regionen der Hochgebirge, die seither die Schaar der Bergferen als ihr ureigenstes Gebiet betrachtete, dem breiten Verkehrsstrom mühelos durch Bergbahnen zu eröffnen. Der Hausfreund, in dessen Verufe das Wandern liegt und der auch für sein Leben gern Hochgebirge bestiegt, ist in der nahen schönen Schweiz wie zu Hause, auch er ist der Ansicht, daß der Genuß in jenen Höhen um so größer erscheint, je weiter man Kohlendampf und den breiten Weg des Vergnügungsbummels hinter sich weiß. Deshalb hat er aber doch seine Freude an Kunstwerken, wie die Bergbahnen sie bieten, die den Bergriesen Fuß um Fuß in kühner Weise abringen. Ein solches Kunstwerk fortgeschrittenster Technik ist die Pilatusbahn.

Der Pilatus ist ein rauher, finsterner Gefelle, der nächste Nachbar des Rigi, aber 323 Meter höher als dieser. Seine höchste Spitze, der Esel, ist 2123 Meter hoch. Seine Hörner bilden die äußersten Vorposten der Alpenkette und geben die Wolkenbrecher ab der von Norden und Westen heraufziehenden Wetter. Deshalb ist auch das Haupt des Pilatus häufiger als das jedes anderen Schweizer Hochgebirgs in Wolken und Nebel gehüllt und sagt zutreffend ein alter Volkspruch:

Hat der Pilatus einen Hut, dann wird das Wetter gut,  
Hat er einen Kragen, dann kannst du's wagen,  
Doch hat er einen Regen, so gibt's Regen.

Und ist der Pilatusgipfel frühmorgens schon nebelfrei, so ist auf beständiges Wetter nicht zu rechnen, hat er aber gegen Mittag noch einen Hut, wird's Wetter gut.

Der mächtige Gebirgsstock südwestlich von Luzern, dem niedrige Ausläufe mangeln, gehört mit seinem westlichen und nördlichen Theil zum Kanton Luzern, mit dem östlichen und südlichen zu dem Kanton Unterwalden. Der untere Theil des Berges hat prächtige Wälder und Wiesen, sowie futterreiche Alpen, aber der obere Teil ist zerklüftet und schründenreich, und wurde schon in alten Zeiten fractus mons, das heißt gebrochener Berg genannt, und erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts hieß man ihn mons pileatus, was so viel heißt als behuteter Berg, in Wolken gehüllter Berg. Bei hellem Wetter von Luzern

aus gesehen, erhebt er sich majestätisch aus den blauen Fluten des Vierwaldstätter Sees. Und wer ihn so märchenhaft schön auftauchen sieht, in dessen Brust wird der Wunschwach, von der Spitze desselben aus dieses landschaftlich reizende Alpengebiet von oben herab zu überschauen. Von Luzern fährt der Reisende mittelst Dampfsboot bis Alpnach-Staad, von hier begibt er sich zur Thalstation der Pilatusbahn.

Techniker Herr Jean Nögli gibt in Nr. 32 von „Ueber Land und Meer“ folgende technischen Notizen über die Bahn:

Schon vom See aus kann das Auge den mit bewunderungswürdiger Kühnheit dem mächtigen Gebirgsstock abgerungenen und aufgezungenen Schienenweg verfolgen, welcher, bei einer Länge von 4618 Meter eine mittlere Steigung von 42 Prozent und eine Maximalsteigung von 48 Prozent aufweist. Größere Viadukte hat er keine, aber eine Reihe von kleineren steinernen Brücken über tiefe Schrunde und ausgewaschene Klüfte. Dagegen hatte er siebenmal die sich entgegenstellenden Felsenmassen zu durchbrechen und sich Tunneln von 10 bis 97 Meter Länge zu schaffen. Die Spurweite beträgt 0,80 Meter und der Kurvenradius 80 Meter; die Lokomotive arbeitet mit 11 Atmosphären.

An Festigkeit läßt der Bahnkörper nichts zu wünschen übrig. Auf den Unterbau, aus durchlaufender, mit Granitplatten und Kollschär abgedeckter Mauerung bestehend, legt sich ein ganz aus Eisen und Stahl hergestellter Oberbau, welcher durch starke Schrauben in fester Weise mit dem Mauerwerk des Unterbaues verbunden wurde. Die Zahnstange, in Mitte der Laufschienen etwas erhöht angebracht, zeigt eine doppelte Reihe senkrechter ausgefräster Zähne, in welche die einer selbstthätigen Bremse unterstellten Zahnräder des Fahrzeugs paarweise eingreifen. Lokomotive und Wagen, auf zwei Laufachsen ruhend, sind zusammengebaut, und weitere Wagen können nicht angehängt werden. Die hübsch und sehr praktisch eingerichteten Personencoupsés enthalten nur 32 Sitzplätze, und bei einer Mehrzahl von Reisenden muß also ein zweiter Zug abgelassen werden. Da voraussichtlich die Zahl der in der Hochsaison zu befördernden Züge eine große werden wird, sind zwei Kreuzungsstationen eingerichtet, welche einen größeren Verkehr berg- und thalwärts ermöglichen.

Die Fahrt auf dieser Linie unterscheidet sich von denen anderer Bahnen nicht. Der Passagier hat das wohlthätige Gefühl vollkommener Sicherheit. Er sieht, wie das Fahrzeug auf Centimeterlänge gestellt werden kann und bei irgend einem Vorkommnis an der Maschine sofort stille



steht. Unfälle, welche nicht mit Naturereignissen in Zusammenhang stehen, sind also undenkbar, und gegen letztere wurden durch kräftige Sicherungen allen nur irgend nötigen Vorsichtsmaßregeln getroffen.

Berg- und Thalfahrt dauern jede etwa  $1\frac{1}{2}$  Stunden; der Fußgänger, dessen Weg man mehrmals kreuzt, muß sich sputen, wenn er den mühsamen Weg in 4 Stunden zurücklegen will. Allerdings bewegt sich der Zug nicht mit Eisenbahnschnelle; seine Fahrgeschwindigkeit beträgt nur 1 Meter pro Sekunde, was ebenen Wegs einem rüstigen Wanderer ermöglichen würde, Schritt zu halten. Dieses langsame Fahren bietet dann aber reichlichen Ersatz durch die Ruhe, welche es dem Fahrgaste läßt zur Betrachtung der reichlich wech-

fen vermag. Vor uns stehen die gewaltigen Spitzen des Berges, das Matthorn, das Oberhaupt, das Tomlishorn und der alles beherrschende 2123 Meter hohe Esel, das Ziel der Fahrt. Man muß den Kopf stark ins Genick legen, wenn man der Bahn bis in ihre höchste Station mit den Blicken folgen will. Da erst ringt uns ihre bewundernswerte, unglaublich kühne Anlage einen Auf des Erstaunens ab, und je höher man steigt und je tiefer und tiefer See und Thäler zurücktreten, um so mehr kommt es über uns wie ein Gefühl des Stolzes, wie das Bewußtsein einer vollbrachten außergewöhnlichen That, diese Fahrt mitgemacht zu haben.

Unmittelbar neben der Bahnstation steht das neugebaute Hotel Pilatus-Kulm, ein massives



Bahnhof und Hotel Pilatus-Kulm.

selnden Landschaftsbilder. Bald ist es ein Ausblick auf den See, bald eine schöne Wald- oder Felsenpartie, welche den Blick gefangen nimmt; hier stehen inmitten mächtigen Gerölls gewaltige, vom Blik zerfetzte Wettertannen, da grüßt die freundliche Sennhütte auf heerdenbelebter, grüner Alpe, und dort schon winkt ein Büschel Alpenrosen an wild übermoostem Gestein. Hat man aber erst die Aemfigenalp hinter sich, dann öffnet sich plötzlich die Gegend und der wilde, starke Hochgebirgscharakter tritt in großartiger Weise vor das Auge. Gewaltige Felsmassen türmen sich auf, und es zeigt sich wilde Zerrissenheit des Berges, von welcher man im Thale nichts zu bemer-

keinernes Gebäudes, mit allen Bequemlichkeiten eines Berggasthofes und für längeren Aufenthalt auf das sorgfältigste eingerichtet. Von hier spielen Telephon und Telegraph nach Luzern, und so kann man leicht dort weilende Bekannte auf den Berg rufen, wenn er emporragt im lichten Sonnenschein über das tiefwallende Nebelmeer.

Undankbar wäre es, wenn wir schließlich nicht auch noch derer gedenken würden, welche uns durch den Bau dieser höchst interessanten Bahn ermöglichten, hier die Luft des Hochgebirges zu athmen. Es sind dies die Herren Ed. Guyer-Freuler und Oberst Ed. Locher (Locher u. Cie.)



### Kaiserin Augusta Viktoria mit ihren Kindern.

Im vorigen Jahre konnte der Hausfreund seinen verehrlichen Lesern ein schönes Bild der kaiserlichen Familie, inmitten desselben unseren greisen Kaiser Wilhelm I. bringen.

Im untenstehenden lieblichen Bilde erscheint Kaiserin Augusta Viktoria, mit dem Ausdrucke mütterlicher Glückseligkeit auf ihren jüngstgeborenen niederschauend, inmitten ihrer vier Söhne.

Rechts der Mutter steht der Kronprinz Friedrich Wilhelm, geb. am 6. Mai 1882 links von derselben der 2., Citel Friedrich, geb. am 7. Juli 1883; er hat sein recht Aermchen auf die Schulter der Mutter, sein linkes oben auf die seines zweitjüngsten Bruders August Wilhelm, geb. am 29. Jan. 1887, gestützt, während diesen gegenüber auf der andern Seite der Mutter der dritte, Prinz Albrecht, geboren am 14. Juli 1884, sich aufgestellt hat. Den jüngsten der Prinzen aber, Oskar, geb. am 27. Juli 1888, hält die Kaiserin vor sich auf dem Schoße.



Forstmann auseinandersetzte, daß er sich gegen die Jagdgesetze verfehlt habe. In größter Verlegenheit suchte er ihm den Sachverhalt klar zu machen und entschuldigte sich damit, daß er von seiner Jagdgesellschaft abgekommen sei und sich unbewußt auf fremdes Revier verirrt habe.

Da gab ihm der Oberförster endlich die bereits

### Eine Verirrung.

Oberförster Schwämmle von Buschbach ging an einem schönen Winternachmittag pflicht- und gewohnheitsmäßig in sein Revier und — sah zu seiner Verwunderung einen Herrn ganz ungentert daselbst jagen. Vorsichtig und leise pirschte er sich an ihn heran und war noch mehr erstaunt, als er auf seinen Anruf in dem „Wilderer“ — den Pfarrer des Dorfes erkannte. „Alle Wetter, Herr Pfarrer“ — rief er ihm zu — „Sie ein Wilderer? — das ist stark!“

Der arme geistliche Herr, welcher einer Einladung des Herrn Grafen vom benachbarten Gute gefolgt war, erschrak tödlich, als ihm der rauhe

Gebets Rheinl. Hausfreund.

abgenommene Jagdflinte wieder zurück, führte ihn zur Grenze und rief ihm beim Abschied brummig nach: „Diesmal mag's so hingehen, Herr Pfarrer — aber verirren Sie sich nicht wieder in mein Revier; ich verirr' mich auch nie in — das Ihrige.“

Ein grünes Auge, ein schlaues Auge;  
Auf schelmische Launen deuten die braunen;  
Der Augen Bläue bedeutet Treue;  
Doch eines schwarzen Auges Gefunkel  
Ist stets, wie Gottes Wege, dunkel.

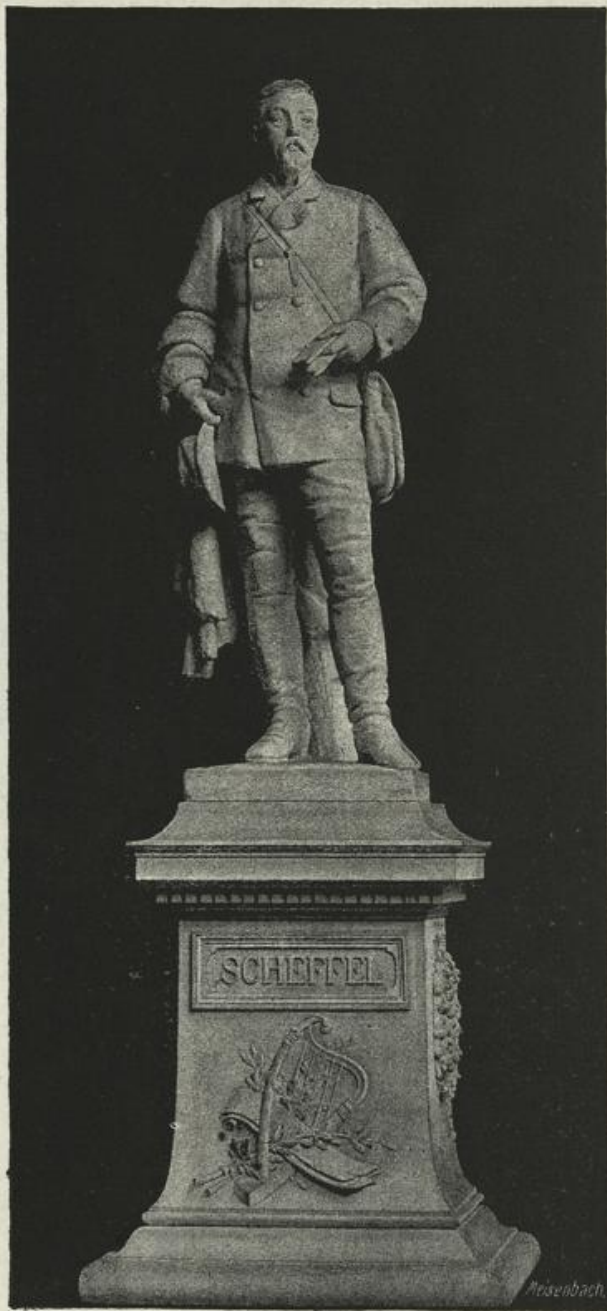
Wobenstedt.



### Die Denkmäler im Hausfreund 1890.

Auf Seite 47 bringen wir das Hebeldenkmal im Schloßgarten in Karlsruhe nach einer neuen photographischen Aufnahme, hier Bilder der zu errichtenden Scheffel Denkmäler.

Bekanntlich haben beim Austausch des Planes der



Scheffel-Denkmal für Heidelberg von Adolf Heer.

Errichtung eines Denkmals für den vaterländischen Dichter Viktor v. Scheffel sich die Städte Karlsruhe und Heidelberg um den Besitz des Denkmals beworben, und da man sich über den Aufstellungsort nicht einigen konnte, leiteten beide Städte Sammlungen von freiwilligen Beiträgen ein; jede wollte ihr eigenes Scheffel-Denkmal haben. Die Beiträge flossen so reichlich, daß nun Karlsruhe und Heidelberg an die Ausführung ihres Denkmals gehen können. Den Entwurf für das Heidelberger Denkmal hat Bildhauer Adolf Heer, denjenigen für das Denkmal in Karlsruhe Bildhauer Hermann Volz gemacht. Wir stellen hier die Arbeiten beider Künstler sich gegenüber.

Wir hatten die Beschreibung der beiden, für Heidelberg und Karlsruhe bestimmten Entwürfe den „Denkmälern der Kunst“ entnommen. Da, während des Drucks, erfuhren wir, daß das Karlsruher Scheffel-Denkmal-Komitee den für Karlsruhe bestimmten Entwurf von Heer ablehnte und sich für den Volz'schen entschied. Die „Mustr. Zeitung“ schreibt darüber:

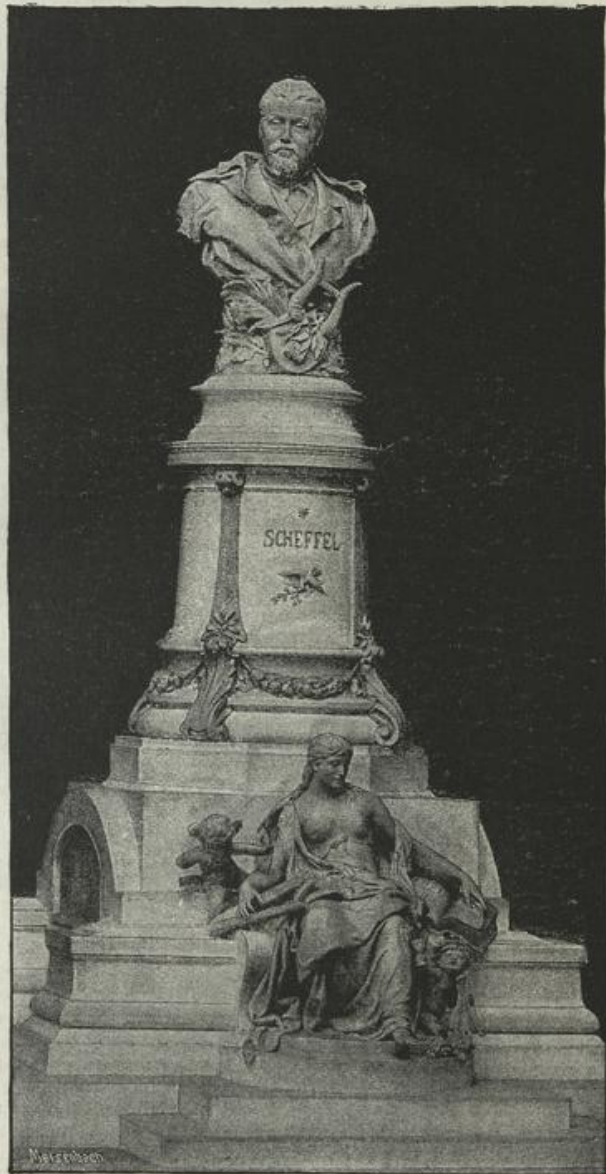
Die Konkurrenz um das für Karlsruhe geplante Scheffel-Denkmal hat den Ausgang gehabt, zweien Bildhauern (Volz und Heer) den Auftrag zur Ausführung ihrer Entwürfe zu bringen. Durch den ersten Preis wurde Adolf Heer ausgezeichnet, dessen Skizze auf schlichtem Sockel das Standbild des Dichters in ganzer Figur darstellt; den zweiten Preis erhielt Hermann Volz, der eine Kolossalbüste auf einen reichgegliederten, architektonischen Unterbau gestellt und letztere mit der auf den Stufen ruhenden, hold und keusch anmutenden Gestalt, von zwei reizenden Putten, der eine mit Pfeil und Bogen, die Keckerei verfinnlichend darstellt, der andere, den Römer jubelnd emporhebend, die Spielmannsfiel in der andern Hand.

Den Beschauer in der den Sockel schmückenden Idealgruppe die eigenartige Stimmung der Scheffel'schen Dichtung empfinden zu lassen, war das Ziel, das von Volz ausging. Ihm gegenüber will der Entwurf von Heer vor Allem den Dichter selber, die Erscheinung des Menschen in ihrem persönlichsten Gepräge uns gegenüberstellen, und was er uns bietet, ist eine von durchaus individuellem Leben erfüllte Porträtgestalt, die sich in ihrer schlichten, natürlichen Auffassung von jeder phrasenhaften Neigung des Ausdrucks frei hält. Sacht modern gefaßt, gibt sie den modernen Menschen in seiner ganzen Wirklichkeit wieder. Die den Dichter von Angesicht zu Angesicht gekannt haben, werden hier des Dichters getreues Bild begrüßen. Mit der äußeren Porträtähnlichkeit paart sich zugleich auch die deutliche Betonung überlegener geistiger Eigenart, und besonders glücklich ist dem Künstler der Ausdruck jener eigentümlichen Mischung zwangloser Freiheit und aristokratischer Zurückhaltung gelungen, die für Scheffel's rein menschliches Wesen bezeichnend erscheint. Adolf Heer stammt aus Böhrenbach im Schwarzwald.



S' isch e härter Kerl, e räfer,  
In de Gütter, in de Gläser.

So meinte der bekannte schwäbische Dichter vom Seewein. Das ist nun anders geworden, und der sogenannte fünf Männerwein, welcher in der Weise genossen werden mußte, daß zwei starke Schwizerhausknechte den Delinquenten festhalten, ein dritter ihn mit einem Brecheisen den Mund aufbrechen, der vierte den Göttertrank eingießen, und der fünfte die Posaune blasen mußte, auf daß man den armen Teufel nicht brüllen hörte, — dieser Sauertensel hat besseren Sorten Platz gemacht. Allein, um ehrlich zu sein, muß zugestanden werden, daß es immer noch dort oben, an des Vaterlandes Ende „herbe und räse“ Gesellen gibt.



Scheffel-Denkmal für Karlsruhe von Hermann Volz.

So dachte auch wohl ein waderer Unterländer, als er vor Jahr und Tag in einem Städtlein am Bodensee über Nacht blieb. Er hatte sich eine Portion Felschen mit Salbei bestellt und das Wirthstöchlein fragte: „Was befehlet Sie au für e Sorte Win?“

„Ja,“ meinte der Gast, ich wren, mer fahrt am Beste, wammer grad den Wein trinkt, der in der Gegend wachst, ausgenomme natierlich in Belzbummern und Schlesie, — also, lieb's Fräulein, bringe Se mer e Scheypche Wandwein. Aber halt emol, Herrgottsak — bei Euch dorum wachst ja lauter Seewein, da muß mer vorsichtig sein, sonst kennt's was Beses abseke. Wisse Se was, — bringe Se mer emal zwerst de Schledcheste, den S nor hawe, en rechte Krawel die Wänd nuf!“

„Oh,“ meinte das Mädchen, „den kann der Herr nit trinke, den bringt jo fei Hiesiger recht n'unter!“

„Ach was — des wolle mer glei sehe. Was so e Seehas kann, des kann ich au. Nor her dermit!“

Mit einem Seufzer kam das Töchterchen zurück und brachte den verlangten Schoppen trüben Wein und stellte ihn auf den Tisch, indem sie sagte:

„So, Herr, do isch er — aber das sag i Ihne, Verantwortung übernehm i feine.“

„Her damit, nor see Angst, Schähche, her mit dem Göttertrank, nimmer muß er!“

Damit ging er zum Fenster, umklammerte mit einem Arm fest das steinerne Fensterkreuz, führte mit der andern Hand den Schoppen zum Mund und, — wuppstig, mit einem Zuge war er drunten.

„Brrrr —“ schrie der Waghals und schüttelte sich ein paarmal, — „brrrr, der beißt, — do is Mannemer Gartwein Johannisberger dergege — brrrr — aber, so is es recht, jeht bin ich abg'schreckt, jeht kann mers nix mehr thun. Jeht seien Sie so freundlich, lieb's Kind, un bringe mer e Bubell feine Meersburger.“

Im Jahre des Heils 1848, zur Zeit der höchsten „Bürgerwehr-Blüte“, wurde in einer süddeutschen Residenzstadt der Bürgergarde ein besonderer Beweis des Vertrauens dadurch gegeben, daß man sie zum Garnisons-Wachtdienst herbeizog und ihr besonders das fürstliche Residenzschloß und die Staatsgebäude zur Bewachung anvertraute. So kam es, daß eines Tages auch Herr Friedrich Mayer, seines Zeichens ein dicker Bäcker, die Wache bezog und sich nicht wenig darauf einbildete, daß gerade er als Posten vor das Schloßportal zu stehen kam. Er versah seinen eben nicht sehr schwierigen Dienst mit größter Pünktlichkeit, immerhin aber mit einer gewissen Gemüthlichkeit und ohne von den militärischen Formalitäten übergroßen Gebrauch zu machen. Als Nachts die Ronde, ein Hauptmann von der Linie, kam und die übliche Frage: „Nichts Neues?“ an ihn stellte, schulterte er mit der Linken das Gewehr, griff mit der Rechten salutierend an das Käppi und erwiderte selbstbewußt: „Nein, Herr Hauptmann, so lang als der Mayer steht, passiert ganz gewiß nichts Neues!“